

Bürgertum und Bildungsbedarf in einer Kurstadt um 1900

Die Entstehung von Progymnasium und Höherer Töchterschule
in Bad Oeynhausen

Hendrik Tieke

■ I. Einleitung

Im Mai 1901 sandte Dr. Georg Zimmer-Wallis, Bürgermeister der westfälischen Badestadt Oeynhausen¹, ein langes Schreiben an das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten in Berlin. Darin bat er den Minister, die örtliche Höhere Stadtschule auf Staatskosten in ein Progymnasium umwandeln zu lassen. Dieses Gesuch wurde jedoch abgelehnt, und zwar mit der Begründung, dass es in Bad Oeynhausen kein ausreichendes Bedürfnis nach höherer Bildung gebe.²

Nur drei Jahre später, im Sommer 1904, wurde der Stadtverordnetenversammlung und dem Magistrat³ der Stadt Oeynhausen eine Petition überreicht. Darin bekräftigten die 191⁴ Unterzeichner, allesamt Einwohner der Stadt, „daß der Ausbau der höheren Stadtschule zum vollberechtigten Progymnasium auf Kosten der Stadt ein unaufschiebbares Bedürfnis ist“ und „daß selbst finanzielle Opfer, welche durch den Ausbau der Schule benötigt werden, in keinem Verhältnisse zu der Schädigung stehen, die unsere Jugend in Sachen ihrer wissen-



Dr. Georg Zimmer-Wallis, von 1899 bis 1906 Bürgermeister der Stadt Oeynhausen
(Foto: Hans Rupprecht / StadtA BO)

schaftlichen Ausbildung jetzt fortwährend [...] ausgesetzt ist“. Die Stadtvororden mögen daher „dem derzeitigen unhaltbaren Zustande ein Ende machen“.⁵ Eine Bürgerinitiative für höhere Bildung,⁶ wenn nötig auf Kosten der eigenen Stadt – dies steht in deutlichem Gegensatz zur Einschätzung des Berliner Ministeriums.

Das Progymnasium wurde dann auch Realität: 1906/07 wurde es unter städtischer Trägerschaft eingerichtet, außerdem entschied man, aus der Mädchenabteilung der Höheren Stadtschule eine eigene Schule, die Höhere Töchterschule, zu schaffen.⁷ Beide Schulen erwiesen sich danach als überaus lebensfähig.⁸ So scheint alles dafür zu sprechen, dass es unter den Einwohnern Bad Oeynhausens ein vitales Bildungsbedürfnis gegeben haben muss.

1. Zum Forschungsinteresse dieser Arbeit

Die vorliegende Arbeit wird nun die Ursachen herausarbeiten, die dem genannten Bildungsbedürfnis der Oeynhausener zu Grunde liegen. Dabei wird sie immer auch ein Bild zeichnen von der Mentalität der Einwohner, weil die Mentalität einer Gruppe deren Bedarf nach Bildung wesentlich beeinflusst.

Die Forschung ist sich darüber einig, dass in der Zeit der Jahrhundertwende vor allem das Bürgertum ein Interesse an höherer Bildung besaß. Sie geht daher davon aus, dass sich immer dort, wo eine Stadt hinreichend „bürgerlich“ bzw. eine hinreichend bürgerliche Mentalität vorhanden war, auch ein Bedürfnis nach höherer Bildung ausprägte.⁹

So wird im ersten Teil dieser Arbeit untersucht, ob Bad Oeynhausen eine „bürgerliche“ Stadt war. Zu diesem Zweck werden zunächst die verschiedenen Gruppen des deutschen Bürgertums dargestellt und ihre kulturellen und mentalitätsmäßigen Merkmale erläutert. Danach wird der bürgerliche Anteil an der Oeynhausener Bevölkerung bestimmt und untersucht, ob sich in Bad Oeynhausen eine besonders bürgerliche Kultur bzw. Mentalität finden lässt und wenn ja, wie diese ausgeprägt war. Der zweite Teil dieser Arbeit befasst sich dann mit Bad Oeynhausens Bildungsstruktur im Allgemeinen und der Einrichtung von Progymnasium und Höherer Töchterschule im Speziellen. Auch hierbei geht es vor allem um die Frage, was uns die Entwicklung dieser Bildungsstrukturen über Mentalität und Bildungsbedarf der Oeynhausener Bevölkerung sagen kann. In einer Schlussbetrachtung werden die einzelnen Ergebnisse in der Zusammenschau evaluiert.

2. Die Bedeutung von Bildung für das deutsche Bürgertum

Aufgrund der historischen Entwicklung seit den napoleonischen Kriegen war Bildung¹⁰ vor allem seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom deutschen Bürgertum „zum Ersatz für [seinen] verpassten politischen Aufbruch [...] überhöht worden“.¹¹ Die daraus resultierenden Auswirkungen auf die bürgerliche

Welt beschrieb 1902 der preußische Professor und Pädagogikforscher Friedrich Paulsen: „Wer keine akademische Bildung hat, dem fehlt etwas, wofür Reichtum und vornehme Geburt nicht vollen Ersatz bieten“ und: „Die Gesamtheit der Gebildeten stellt in Deutschland eine Art geistiger Aristokratie dar.“¹² Hans-Ulrich Wehler spricht mit Blick auf die damit verbundenen Bildungspatente gar von einem „Äquivalent zum Adelsprädikat [...] – im Prinzip schon einem eigenen Überlegenheitsanspruch“¹³ der Bürgerlichen gegenüber anderen Klassen. Somit war Bildung also einerseits eine entscheidende Voraussetzung, um Sozialprestige innerhalb der bürgerlichen Welt zu erlangen und um an ihren höheren Kreisen teilnehmen zu können.

Andererseits stellten Bildungspatente *die* Möglichkeit des ökonomischen Aufstiegs dar. Weil rechtlich fixierte Standesschranken im Verlaufe des 19. Jahrhunderts nach und nach abgeschafft worden waren, stand einem Bürgerlichen eine große Bandbreite an relativ einkommensstarken Berufen offen, wenn er nur die entsprechenden Bildungspatente vorweisen konnte. Wer Untersekunda („Einjähriges“) oder Oberprima (Abitur) des Gymnasiums erfolgreich abgeschlossen hatte, konnte, je nach Abschluss, Offizier oder höherer Beamter werden bzw. eine akademische Laufbahn beginnen.¹⁴ Damit verbunden war zudem ein – wenn auch meistens nicht allzu starker – politischer Einfluss. Dieser lag vor allem im jeweiligen Berufsfeld begründet: als Richter bei der Auslegung des Gesetzes, als Kommunalbeamter bei der Gestaltung der eigenen Region. Ebenfalls ermöglichte die Ausübung gewisser „freier“ Berufe wie z. B. der des Journalisten oder Verlegers eine gesellschaftliche Einflussnahme, vor allem bei Schaffung der öffentlichen Meinung. Eine möglichst hohe Bildung war aus gesellschaftlicher Konvention auch für diese Berufe fast ein Muss.¹⁵ Der kulturelle Einfluss der bürgerlichen Berufe war jedoch weitaus bedeutender als ihr politischer, sodass Jürgen Kocka gar von einer „Verbürgerlichung“ der gesamten wilhelminischen Gesellschaft spricht, bei der der bürgerliche Wertekanon in andere Gesellschaftsschichten eingedrungen sei.¹⁶ Dieter Ziegler verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff der „kulturellen Hegemonie des Bildungsbürgertums“, da dieses die „Gatekeeper“ der Pädagogik stellte, also die Lehrer, Professoren, Schriftsteller und Journalisten.¹⁷ So kam es, dass die Kultur- und damit eben auch die Bildungsideale dieser bildungsbürgerlichen Berufsgruppen in allen Teilen des Bürgertums zu einem essentiellen Bestandteil der Mentalität wurden. Wer also z. B. als Unternehmer in der aufstrebenden freien Wirtschaft des Kaiserreichs, die zunehmend vom Bürgertum dominiert wurde, Erfolg haben wollte, musste neben ökonomischen Fähigkeiten auch eine möglichst hohe Bildung vorweisen können.¹⁸

Daher gab es im gesamten Bürgertum eine ausgeprägte Sorge um eine gute Bildung des Nachwuchses und ein Verlangen nach den entsprechenden Bildungsinstitutionen. „Es hat niemals eine Zeit gegeben, wo die Masse der

Bevölkerung von solchem Bildungshunger durchdrungen war, wie gegenwärtig“ resümiert Friedrich Paulsen im Jahre 1906 und meint damit vor allem das Bürgertum. Denn: Nie habe es eine Zeit gegeben, „die der eigenen Kraft freiere Möglichkeiten des Aufstiegs zu höherer Stellung und Wirksamkeit geboten hätte.“¹⁹

■ II. Bad Oeynhausen – eine bürgerliche Kurstadt im Aufschwung

Die Einleitung hat bereits auf das Verhältnis zwischen Bürgertum und Bildung hingewiesen. Wie sah es damit im Bad Oeynhausen der Jahrhundertwende aus? War Bad Oeynhausen überhaupt eine bürgerliche Stadt? Und wenn ja: Welche Ausprägung von Bürgerlichkeit gab es in der Stadt und wie könnte sich diese auf das dortige Bildungsbedürfnis ausgewirkt haben?

Zunächst gilt es, den Begriff des Bürgertums zu klären und die einzelnen Gruppen des deutschen Bürgertums sowie deren Kultur und Mentalität zu erläutern. Im Anschluss an die jeweiligen Kapitel wird dann der Blickwinkel gewechselt und untersucht, wie es sich damit in Bad Oeynhausen verhielt.

1. Bildungsbürger, Besitzbürger, Kleinbürger – das deutsche Bürgertum

Fasst man das „lange 19. Jahrhundert“, das mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu Ende ging, als ein Jahrhundert der Klassenbildung auf,²⁰ so entwickelte sich in diesem Zeitraum eine Klasse, die die Forschung als das deutsche Bürgertum bezeichnet. Diese unterscheidet sich in mancherlei Hinsicht vom alten, handwerklich orientierten städtischen Bürgertum, das im Kontext anderer Epochen bisweilen ebenfalls als das deutsche Bürgertum bezeichnet wird, aber nicht mit dem des 19. Jahrhunderts verwechselt werden darf.²¹ Die Forschung unterteilt das deutsche Bürgertum grob in drei Unterklassen, die sich an den jeweiligen ausgeübten Berufen orientieren: das Bildungsbürgertum, das Besitzbürgertum und das Kleinbürgertum.

Zum Bildungsbürgertum werden Pfarrer, Ärzte, Rechtsanwälte (die sog. akademischen freien Berufe), Gymnasiallehrer, Universitätsprofessoren, Richter, höhere Verwaltungsbeamte, Wissenschaftler, Journalisten und Ingenieure gerechnet. Ihre ökonomische Stellung beruht vor allem auf Bildung, nicht auf Produktionsmittelbesitz oder Kapital.

Zum Besitzbürgertum, auch Wirtschaftsbürgertum genannt, werden gemeinhin reichere Kaufleute, Fabrikanten, Bankiers, Unternehmer und leitende Angestellte eines Unternehmens gezählt. Ihre ökonomische Stellung beruht vor allem auf dem Besitz von Produktionsmitteln oder Kapital.²² Ihre soziokulturelle Verflechtung mit dem Bildungsbürgertum brachte es mit sich, dass Bildung als ein Ideal auch in diesen Kreisen einen hohen Stellenwert besaß.²³

Dem Kleinbürgertum schließlich gehörten kleinere Selbstständige, Handwerker, Kleinhändler und kleinere Kaufleute, Gastwirte oder auch mittlere und untere Angestellte und Beamte sowie Volksschullehrer an.²⁴ Die Forschung zählt die Mitglieder dieser dritten Kategorie trotz der Tatsache, dass sie die zahlenmäßig größte der drei Gruppen war (sie umfasste 8 bis 13 Prozent der deutschen Gesamtbevölkerung, wohingegen die beiden anderen bürgerlichen Gruppen zusammen nur ca. 7 Prozent einnahmen²⁵), nicht zum eigentlichen *Kern* des Bürgertums: Während die beiden anderen Gruppen gemeinsam eine Art bürgerliche Leitkultur geprägt hatten, fühlten sich die Kleinbürger, die sowohl ökonomisch als auch hinsichtlich des Sozialprestiges deutlich schlechter gestellt waren, von ihrem Selbstverständnis her selber zum Gesamtbürgertum zugehörig und grenzten sich nach unten zu Arbeiterschaft und Dienstbotenstand ab. Was den „Wertekatalog“, die Lebensführung und Deutungsmuster der Wirklichkeit betraf, orientierte sich das Kleinbürgertum also stark am Bildungs- und Besitzbürgertum.²⁶ Anders ausgedrückt: Besitz- und Bildungsbürgertum waren die Hauptimpulsgeber der „bürgerlichen Welt“, Kleinbürger übernahmen eher diese Impulse, als dass sie selber welche schufen.

So besaßen alle drei Gruppen einen in den Grundzügen ähnlichen Werte-, Normen- und Kulturhorizont. Einer der wichtigsten Grundzüge war dabei das Streben nach möglichst hoher Bildung. Um also festzustellen, ob in einer Stadt ein allgemein ausgeprägter Bildungsbedarf vorhanden war (ohne sein Wesen dabei schon näher charakterisieren zu können), muss man daher vor allem den Anteil des Bürgertums an der Gesamtbevölkerung herausfinden.

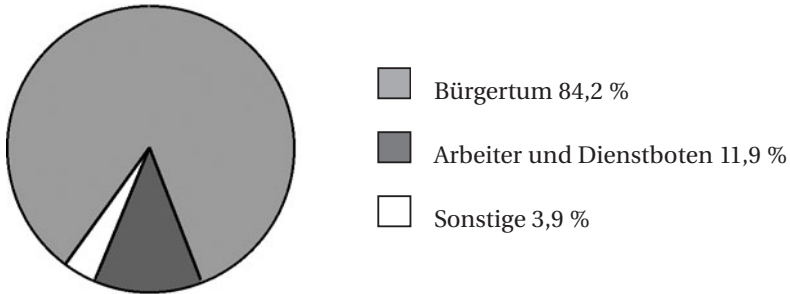
2. Das Bürgertum in Bad Oeynhausen

Wie sah nun Bad Oeynhausens Bevölkerungsstruktur aus, war sie eine bürgerliche? Und wenn ja, wie stark waren die einzelnen bürgerlichen Gruppen vertreten?

Da man die Zugehörigkeit zu diesen Gruppen anhand von Berufen klassifiziert, ist hier vor allem ein Adressbuch des Jahres 1906 von großem Wert. Darin sind alle volljährigen (männlichen sowie unverheirateten oder verwitweten weiblichen) Einwohner mitsamt ihres ausgeübten bzw. erlernten Berufes verzeichnet.

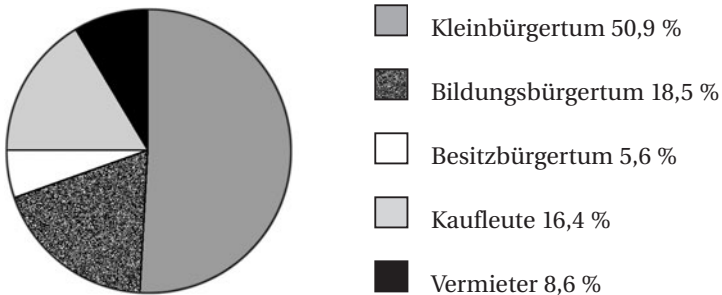
Zwar ist es anhand dieser Quelle nicht möglich, jeden der damals ca. 4.000 Einwohner²⁷ den jeweiligen gesellschaftlichen Gruppen zuzuordnen, doch lassen sich anhand der verzeichneten 1.162 Personen, von denen 897²⁸ eindeutig einer gesellschaftlichen Gruppe zugerechnet werden konnten, relativ verlässliche Aussagen machen. Demnach gehörten 755 bzw. 84,2 % aller Eintragungen, die zugeordnet werden konnten, einer der bürgerlichen Gruppen an. 107 bzw. 11,9 % entstammten dem Arbeiter- und Dienstbotenstand, 6 bzw. 0,7 % waren

Landwirte, 20 bzw. 2,2 % gehörten dem Militär an, 3 bzw. 0,35 % waren adelig und 6 bzw. 0,7 % übten einen Musiker- oder Künstlerberuf aus.



Herkunft der Personen, die im Adressbuch von 1906 eingetragen sind und einer gesellschaftlichen Gruppe zugeordnet werden können

Somit dürfte Bad Oeynhausen eine eindeutig bürgerliche Stadtstruktur besessen haben, da ja etwas mehr als 84 % der Eingetragenen, die einer gesellschaftlichen Gruppe zugeordnet werden können, bürgerlich waren. Diese Bürger untergliedern sich wie folgt: 384 Kleinbürger (50,9 %), 140 Bildungsbürger (18,5 %), 42 Besitzbürger (5,6 %), 124 Kaufleute (16,4 %) und 65 Vermieter (8,6 %). Die letzten beiden Gruppen sind hier angeführt, weil sie nicht genau dem Besitz- oder dem Kleinbürgertum zuzuordnen sind.²⁹



Zusammensetzung der Bürgerlichen, die im Adressbuch von 1906 eingetragen sind

Innerhalb des Oeynhausener Bürgertums dominierte also zahlenmäßig das Kleinbürgertum mit gut der Hälfte aller Eintragungen. Ob damit jedoch eine wie auch immer geartete „kleinbürgerliche“ Mentalität in dieser Stadt tonangebend war, lässt sich an dieser Stelle noch nicht genau feststellen. Die weiter unten angestellten Ausführungen zum Einfluss von Bildungs- und Besitzbür-

gertum auf die gesamtbürgerliche Mentalität sowie die Überlegungen zum Einfluss der Kurgäste auf die spezifische Oeynhausener Mentalität lassen daran jedoch deutliche Zweifel aufkommen.

Wie dem auch sei, Bad Oeynhausens muss eine eindeutig bürgerlich geprägte Stadt gewesen sein. Allein das spricht schon dafür, dass hier ein hoher Bildungsbedarf bestanden haben muss. Diese Ansicht vertrat auch ein Beamter des Provinzialschulkollegiums Münster im Sommer 1901 so: „Die Stadt selbst zählt noch keine 4.000 Einwohner, unter denen allerdings eine verhältnismäßig große Zahl der socialen Stellung nach ein Interesse für die Errichtung einer berechtigten höheren Schule hat“.³⁰

3. Kultur und Mentalität des deutschen Bürgertums

Beim deutschen Bürgertum überwogen, trotz seiner Heterogenität, die mentalitätsmäßigen und kulturellen Gemeinsamkeiten. Diese wurden in gemeinsamen Sphären des Aufwachsens und Zusammenlebens und in gemeinsamen Bildungswegen und Vereinsbesuchen aufrechterhalten, sodass es auch oder gerade deswegen eine Art gemeinsame bürgerliche Kultur gab.³¹ Diese war zugleich die wichtigste Konstituante³² und war durch einen bestimmten Wertekanon geprägt: Auf der Makroebene bestand dieser aus einem Ethos der persönlichen Leistung und der Strebsamkeit, das sich auch auf den Bereich des Berufes erstreckte. Dieses Ethos



Bürgerliche Familie und Kinder aus Bad Oeynhausens, um 1900
(Fotos: Christian Colberg / StadtA BO)

trug seinen Teil dazu bei, dass Bildungspatente im Bürgertum einen hohen Stellenwert erfuhren, waren sie doch allseits anerkannte und vorzeigbare Bescheinigungen des beruflich und damit auch sozial Erreichten.

Ein weiterer Bestandteil des bürgerlichen Wertekanons war ein spezifisches Familienideal. Die bürgerliche Familie hatte sich im 19. Jahrhundert von einer Produktions- bzw. Erwerbsgemeinschaft zu einer Freizeitgemeinschaft gewandelt, gekennzeichnet durch Konsum materieller und immaterieller Güter und die Erziehung der Kinder. Der Mann ging arbeiten, während die Frau für die möglichst angenehme Gestaltung der Privatsphäre zuständig war.³³ Zum bürgerlichen Wertekanon zählten auch die obrigkeitsstaatliche Gesinnung und das Interesse für Hochkultur (also Literatur, Musik, bildende Kunst, Theater und Architektur) und manchmal sogar ihre hobbymäßig-dilettantische Ausübung.³⁴ Auf der Mikroebene war die bürgerliche Kultur durch ein Regelsystem im Detail geprägt, vor allem in der Lebensführung: Dazu gehörten definierte Tischsitten, gesellschaftliche Höflichkeitsformen, die jeweilige Kleidung zum jeweiligen Anlass, ein spezieller Geschmack z. B. bei der Wahl der Möbel.³⁵ Geselligkeit, in den meisten Fällen staats- und arbeitsfern, wurde in Vereinen³⁶ gepflegt, die neben der Familie das Kernstück bürgerlicher Kultur waren und oft die Hochkultur (z. B. in Form von Literaturclubs) oder aber müßige Beschäftigungen zum Gegenstand hatten.³⁷

Um an all diesen hier skizzierten Formen bürgerlicher Kultur und Lebensführung teilhaben zu können, bedurfte es jedoch vor allem einer Ressource: der Freizeit. Diese bedingt jedoch immer ein gewisses ökonomisches Auskommen, sodass die unteren Grenzen des Bürgertums als Klasse schon dort beginnen konnten, wo zum Beispiel die kleinbürgerliche Frau eine Nähstube betreiben musste, um zum Einkommen beizutragen.³⁸

4. Kultur und Mentalität des Oeynhausener Bürgertums

Wie sah die bürgerliche Lebenswelt im Bad Oeynhausen der Jahrhundertwende aus? Wegen des Mangels an Quellen lässt sie sich leider nur unvollständig rekonstruieren, sodass hier auch nicht jedes der Kennzeichen von Bürgerlichkeit nachgewiesen werden kann, die im vorangegangenen Kapitel herausgearbeitet wurden. So haben wir keinen Einblick in einen bürgerlichen Oeynhausener Haushalt, keinen Eindruck von einem Abend in einem der örtlichen Vereine oder in den Wirtshäusern der Stadt und wissen auch nicht, welche sozialen Kontakte und Netzwerke bestanden oder wie sich die bürgerliche Lebenswelt in der Berichterstattungs- und Meinungswelt um die Jahrhundertwende manifestiert hat. Es gibt jedoch über die Seiten von Paul Baehrs Stadtchronik und über das Taschenbuch für Kurgäste aus dem Jahre 1906³⁹ verstreut immer wieder sachdienliche Hinweise darauf, wie das kulturelle Leben in Bad Oeynhausen ausgesehen hat.

Bad Oeynhausen besaß offenbar ein reges Vereinswesen. 1909 gab es 44 Vereine, von denen 13 zu einem gewissen Grade neben Freizeit- auch Interessenvereine waren, die übrigen 31 sich jedoch allen erdenklichen müßigen Beschäftigungen verschrieben hatten. Auch wenn die meisten einfache „Hobbyvereine“ waren, dürfte bei manchen entweder programmatisch oder zumindest bedingt durch die Schichtung der Mitglieder die Freizeit- mit der Bildungssphäre verflochten gewesen sein. Dies lässt sich einerseits aus Namen wie „Theaterclub Humor“ oder „Vortragsvereinigung“ schließen, andererseits aus der Tatsache, dass es sich bei bestimmten Vereinen um Ableger deutschlandweit verbreiteter groß- und bildungsbürgerlicher Vereine handelte, wie z. B. bei der örtlichen Niederlassung des Deutschen Flottenvereins oder des Nationalliberalen Vereins.⁴⁰

Was hochkulturelle Angebote betrifft, war der Kurpark das Zentrum der Stadt. Seine palastartigen Gebäude, errichtet in den verschiedenen Stilen des Historismus,⁴¹ verliehen einem Kulturangebot, das für eine Stadt, die 1909 kaum 5.000 Einwohner zählte, ziemlich reichhaltig gewesen sein dürfte, einen opulenten Rahmen. „Eine vorzügliche, 42 Mann starke Kurkapelle“⁴² spielte dreimal täglich im Musiksalon des Kurparks, vier- bis sechsmal pro Woche traten 44 festangestellte Schauspieler entweder unter freiem Himmel oder im Kur-saal des Kurhauses auf, wo auch wöchentliche Sinfoniekonzerte veranstaltet wurden. Der Zeitgenosse Paul Baehr schreibt zum Darbietungsprogramm: „Hauptsächlich übt die Operette eine bedeutende Zugkraft aus; daneben erscheinen in reichhaltiger Abwechslung alle neuen, sowie gute ältere Bühnenwerke auf dem Gebiet des Lust- und Schauspiels. Auch das klassische Drama wird nicht vernachlässigt; es sind Werke wie ‚Wilhelm Tell‘, ‚Die Räuber‘, ‚Torquato Tasso‘ und ähnliche wiederholt zur Aufführung gelangt, ebenso auf musikalischem Gebiet ‚Carmen‘, ‚Traviata‘, ‚Stradella‘, ‚Martha‘.“⁴³ Außerdem fanden zwei- bis dreimal monatlich groß angelegte Tanzveranstaltungen im Kurhaus statt. Dort konnte man ansonsten nicht nur Billard spielen, sondern sich auch dank einer Sammlung deutscher und ausländischer Zeitungen und Zeitschriften täglich über das Geschehen in der Welt informieren. Tennisplätze befanden sich nicht weit vom Kurhaus entfernt. Das Gebäude reichte bald nicht mehr aus: Ein neues, dem Angebot mehr Raum bietendes Kurhaus wurde seit 1905 gebaut und 1908 fertiggestellt. Das alte Kurhaus diente seitdem als Kurtheater.⁴⁴ Auffällig ist, dass sich all diese Angebote auf dem Kurparkgelände und damit in staatlich-preußischer Hand befanden.⁴⁵ Daher muss man annehmen, dass sie primär für Kurgäste konzipiert wurden, auch wenn die für die Konzeption zuständigen Leute meist selber Einwohner Bad Oeynhausens waren.⁴⁶

Hier stellt sich also die Frage, ob die Oeynhausener diese Angebote überhaupt nutzten, und wenn ja, wie stark. Dies stand ihnen nämlich offen: Für 5 Mark pro Person und Jahr konnte man als erwachsener Einwohner der Stadt



Das 1908 eröffnete Kurhaus in Bad Oeynhausen, Postkarte von 1910 (StadtA BO)

so oft man wollte zu Kurkonzerten gehen, zahlte man stattdessen den Preis von 10 Mark, konnte man zusätzlich noch alle anderen Einrichtungen und Veranstaltungen des Kurgeländes besuchen, sofern sie kostenpflichtig waren. Ein einzelner Kurgast zahlte dagegen allein für drei Wochen den Preis von 15 Mark.⁴⁷ Es ist zwar nicht bekannt, wie viele Eintrittskarten an Einheimische verkauft wurden, man kann aber davon ausgehen, dass sie für den durchschnittlichen Oeynhausener erschwinglich waren. Leider gibt es keine Angaben zum Einkommen ansässiger Handwerker, Geschäftstreibender oder Angestellter, doch gibt ein Bürgerbuch der Stadt Bad Oeynhausen aus dem Jahre 1911 Auskunft über die Jahresgehälter der ansässigen Beamten. So verdiente z. B. ein Stadtsekretär zwischen 2.400 und 3.600 Mark, eine wissenschaftliche Lehrerin 1.200 Mark und ein Unterbeamter 700 bis 1.000 Mark.⁴⁸ Selbst wenn man das Gehalt des Unterbeamten, also eines durchschnittlichen Kleinbürgers, als Richtwert nimmt und außer Acht lässt, dass viele Oeynhausener ein zusätzliches Einkommen durch Zimmervermietung an Kurgäste besaßen, machte die Jahreskarte nur 1,4 Prozent des Jahreseinkommens aus (bzw. bei Erwerb einer weiteren Karte für die Ehefrau 2,8 Prozent). Somit dürfte die Teilhabe am kulturellen Angebot bei der großen Mehrheit der Oeynhausener im erschwinglichen Rahmen gelegen haben.

Auch wenn sie es sich leisten konnten: Nutzten die Oeynhausener das Angebot überhaupt? Wie wir gesehen haben, legte das aufstiegswillige Bürgertum großen Wert auf Kulturelles, *Hochkultur* galt dabei quasi als die vollendete

Form dieser Sphäre. Die Teilhabe daran dürfte in gewisser Weise eine Art Statussymbol gewesen sein⁴⁹ und das aufstiegswillige Bürgertum war auf Statussymbole bedacht. Außerdem dürfte kaum ein anderes Städtchen von der Größe Bad Oeynhausens (abgesehen vielleicht von anderen Kurbädern) ein hochkulturelles Programm dieser Größe gehabt haben, welches auch noch dauerhaft und vergünstigt genutzt werden konnte.

Die Oeynhausener lebten in einer Welt ohne Massenkonsum, Kino, Fernsehen, Radio und Internet, sodass die Spannbreite an Freizeitangeboten naturgemäß erheblich schmäler war als heutzutage. Hinzu kommt, dass der Kurbetrieb in den Wintermonaten wahrscheinlich deutlich nachließ⁵⁰ und damit auch die Theater- und Musikveranstaltungen seltener wurden oder gar ausblieben. Die angebotenen hochkulturellen Veranstaltungen dürften daher auf das Jahr gesehen eine willkommene Abwechslung gewesen sein. Neue Theater- und Musikstücke wurden zudem stets in der lokalen Presse besprochen und dürften damit die Neugier der Einheimischen geweckt haben.⁵¹

Somit erscheint es wahrscheinlich, dass die Oeynhausener dieses (Hoch-)Kulturangebot auch nutzten oder zumindest ständig damit konfrontiert waren. Dies dürfte auch einen Teil dazu beigetragen haben, dass sie ein Bedürfnis nach einer institutionalisierten Form des Zugangs zu höheren Bildungspatenten entwickelten. Denn gerade die höheren Bildungspatente waren ja im öffentlichen Bewusstsein eng mit der (hoch-)kulturellen Sphäre verbunden und ermöglichten damit die selbstverständliche Teilhabe an eben dieser Welt der Kultur.

5. Der Einfluss der Kurgäste auf den Bildungsbedarf der Oeynhausener Bürger

Man kann davon ausgehen, dass die Oeynhausener relativ viel Kontakt mit den Kurgästen hatten, deren Zahl die der Einwohner aufs Jahr gerechnet deutlich überstieg.⁵² Kurgäste brauchten eine Bleibe, gingen in ihrer Freizeit ins Café oder Restaurant und kauften in den örtlichen Geschäften ein. Viele Oeynhausener vermieteten wahrscheinlich, neben der Ausübung ihres Berufes, noch Zimmer an Kurgäste. Etwas mehr als die Hälfte der Unterkünfte, in die diese sich einquartierten, waren solche Privataadressen.⁵³ Viele der örtlichen Betriebe waren eng mit dem Kurbetrieb verknüpft,⁵⁴ weswegen im Taschenbuch für Kurgäste aus dem Jahre 1906 Betriebe aller Metiers um deren Gunst werben.⁵⁵ Die Oeynhausener trafen die Fremden jedoch nicht nur zuhause oder in den örtlichen Geschäften und Gaststätten, sondern auch beim Badebetrieb (als Bedienstete/Ärzte oder vielleicht gar als selber Badende) oder aber bei Veranstaltungen und Freizeiteinrichtungen im Kurpark.

Wer aber waren diese Kurgäste, aus welchen Gesellschaftsschichten stammten sie und vor allem: Wie könnte sich ihre Präsenz auf die Mentalität der Oeynhausener und deren Bildungsbedarf ausgewirkt haben?

Kuren waren bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ein reines Privatvergnügen, und so kam der durchschnittliche deutsche Kurgast fast ausschließlich aus Adel und reichem Bürgertum.⁵⁶ Für ihn spielte aber nicht nur der gesundheitliche Aspekt der Kur eine Rolle. In einem Kurbad gewieilt zu haben galt als eine Art Visitenkarte sozialer Exklusivität, das „Sehen-und-Gesehen-Werden“ sowie das Knüpfen lohnender Beziehungen war ein wesentlicher Bestandteil einer Kur.⁵⁷ Wer es sich also irgendwie leisten konnte, besuchte im Sommer entweder zur bloßen Entspannung oder zur Linderung wirklicher Leiden ein Kurbad.⁵⁸ Die Exklusivität einer Kur wurde darin deutlich, dass sie mit vielen Kosten verbunden war: Reise, Unterbringung und Verpflegung wollten bezahlt werden, Kurgeld fiel an und schließlich gab es noch das Badegeld, eine Gebühr, die bei jedem genommenen Bad gezahlt werden musste.⁵⁹ Auch beim Besuch von Theater, Café und Restaurant als Bühnen für die Zurschaustellung des sozialen Prestiges und sicherlich auch im Vorfeld bei der Anfertigung angemessener repräsentativer Kleidung ließ der Kurgast sein Geld. Zwischen den einzelnen Bädern gab es jedoch Unterschiede, längst nicht alle besaßen ein Prestige, wie es z. B. Baden-Baden oder Bad Ems, beide zeitweise eine Art Mekka für Hoch- und Geldadel,⁶⁰ auszeichnete.

Angehörige dieser beiden Gruppen kamen um die Jahrhundertwende wahrscheinlich kaum nach Bad Oeynhausen. In den amtlichen Kurlisten von 1898 findet sich jedenfalls nur selten ein „von“ als Namenszusatz.⁶¹ Das Fehlen adeliger Klientel deutet darauf hin, dass auch der schwerreiche „Geldadel“ hier nicht zur Kur ging, da dieser mit dem eigentlichen, dem „echten“ Adel eine Aristokratie des Deutschen Reiches bildete, die fast immer unter sich blieb.⁶² Auch die Tatsache, dass nur hin und wieder ein Kurgast Dienstboten vorzuweisen hatte, spricht dafür.⁶³

Damit dürften die durchschnittlichen Oeynhausener Kurgäste also eher aus dem etwas heterogeneren Bereich des Bildungsbürgertums und des „mittleren“ Besitzbürgertums gestammt haben, da kleinbürgerliche Existenzen sich nur äußerst selten eine Kur leisten konnten.⁶⁴ Dies kann man auch am Eintrag zu Bad Oeynhausen im „Bäder-Almanach“ von 1904 erkennen: Den Preisen für Badebetrieb, Unterkunft und Verköstigung sowie der Ausstattung der Stadt an großen Hotels, kulturellen Einrichtungen etc. nach lag Bad Oeynhausen bei Deutschlands Bädern ungefähr im oberen Mittelfeld. Es war zwar nicht zu vergleichen mit Bad Kissingen oder Baden-Baden, dürfte aber gediegener als die meisten anderen deutschen Bäder gewesen sein.⁶⁵ Bad Oeynhausen muss zudem einen gewissen (medizinischen) Ruf gehabt haben: Die Kurgäste reisten aus dem gesamten nördlichen und östlichen Deutschland an und hin und wieder auch aus Russland, den Niederlanden, England oder Frankreich, obwohl es für sie alle geographisch gesehen nähere Bäder gab. Manche nahmen gar eine Schiffsreise aus Nordamerika in Kauf, um nach Bad Oeynhausen zu kommen.⁶⁶

Die Tatsache, dass es im Kurhaus eine Sammlung ausländischer Zeitungen gab, lässt darauf schließen, dass man sich in Bad Oeynhausen auf die stete Anwesenheit solcher Gäste dauerhaft eingestellt hatte.⁶⁷

Auch eine Quelle der Weltliteratur spricht für Bad Oeynhausens guten Ruf: In seinem 1901 erschienenen Roman „Die Buddenbrooks“ lässt der spätere Literaturnobelpreisträger Thomas Mann den Sohn des Johann Buddenbrook in Bad Oeynhausen von seinem Gelenkrheumatismus genesen.⁶⁸

Die Einrichtung der Sozialversicherungen im Deutschen Reich vor der Jahrhundertwende beendete dann die soziale Exklusivität der Bäder. Bedürftige, die ein ernstes Leiden hatten, konnten sich nun auf Kosten der Krankenkassen die Heilmethoden der Kurorte zugutekommen lassen. Die Folge war, dass es nun insgesamt mehr Kurgäste gab, es andererseits aber zu einer Vermischung der Klassen in den Bädern kam.⁶⁹ Dies war in Bad Oeynhausen in geringem Umfang schon vorher der Fall gewesen: Seit 1878 gab es das „Johanniter-Asyl“, ein vom Johanniterorden gebautes und durch Spenden von Kurgästen und Einwohnern finanziertes und stets erweitertes Heim, in dem unbemittelte Heilungsbedürftige untergebracht wurden.⁷⁰ Im Verlauf des Jahres 1903 nahm es etwas mehr als 550 Patienten auf.⁷¹ Zwar stieg durch die Einführung der Sozialversicherung die Zahl der unbemittelten Besucher wahrscheinlich wie in allen Bädern auch in Bad Oeynhausen an, dafür spricht z. B., dass es Versuche gab, diese von offizieller Seite von der gehobenen Sozietät fernzuhalten.⁷² Es ist jedoch unwahrscheinlich, dass die Anzahl der Bedürftigen und Sozialversicherten derart überhandnahm, dass die traditionelle Klientel aus Bildungs- und mittlerem Besitzbürgertum „vergrault“ oder gar als tonangebende Klientel abgelöst wurden.⁷³

Mittleres Besitzbürgertum, Bildungsbürgertum, reiche ausländische Gäste – die tendenziell eher kleinbürgerlichen Oeynhausener waren also ständig mit sozial bessergestellten Menschen konfrontiert, die ihren sozialen Status durch entsprechende gesellschaftliche Umgangsformen gerade bei einer Kur besonders zur Schau zu stellen pflegten. Dies dürfte bei den Oeynhausenern den Wunsch verstärkt haben, mit ihnen auf „gleicher Augenhöhe“ zu sein, also sozioökonomisch aufzusteigen.⁷⁴ Wer dies aber wollte, musste in der Regel auch eine Schule der höheren Bildung besucht haben.⁷⁵ Dass die Oeynhausener solch eine Schule in einer Petition forderten, könnte also zu einem gewissen Teil an ihrem ständigen Kontakt mit den Kurgästen gelegen haben. Wahrscheinlich waren die Oeynhausener dem Habitus der Kurgäste (und damit verbunden auch der höheren Bildung) sowieso aufgeschlossen, denn der Standort Bad Oeynhausen wäre sicherlich entwertet worden, wenn die Mehrzahl der Einwohner einen „ungebildet-unterklassigen“ Eindruck auf die Fremden gemacht hätte. Diese wollten ihre Kur ja schließlich in einem Umfeld gewisser sozialer Exklusivität verbringen.

6. Die Wahrnehmung Bad Oeynhausens durch seine Bürger als ein Einflussfaktor auf den örtlichen Bildungsbedarf

In der „Chronik der städt. höheren Mädchenschule zu Bad Oeynhausen“ steht, bezogen auf die Einrichtung der Höheren Stadtschule, „dass in einer allgemeinen Bürgerversammlung vom 24. Januar 1893 sich mit elementarer Überzeugungskraft die Ansicht geltend machte, dass [wegen der] Entwicklung unseres Ortes [...] die Errichtung einer eigenen höheren Schule [ein] unabweisbares Bedürfnis sei“.⁷⁶ Bereits sieben Jahre später, „als mit Rücksicht auf die andauernde und sich in gesunden Bahnen bewegende Entwicklung unserer Stadt der Wunsch nach Erweiterung der Knabenabteilung [d. h. Umwandlung derselben in ein eigenständiges Progymnasium, Anm. des Vf.] der Bürgerschaft immer lebhafter geworden war“, ersuchte man den Staat um Patronage für ein Progymnasium.⁷⁷ Nachdem dieser Versuch fehlgeschlagen war, verlangten die Bürger Bad Oeynhausens wenig später mit ihrer Petition, dass die Stadt selber eine solche Schule finanzieren sollte. Einer der dort angeführten Gründe besagte, dass man sehr an einer „der Bedeutung des Badeortes und der Zusammensetzung seiner Bürgerschaft entsprechenden Gesundheit [der hiesigen] höheren Schülerverhältnisse“⁷⁸ interessiert war.

Alle drei Zitate drücken also einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Bildungsbedürfnis der Einwohner und der „Entwicklung“ (oder „Bedeutung“) der Stadt aus, welche demnach von den Einwohnern als positiv empfunden wurde. Was aber genau mit „Entwicklung“ oder „Bedeutung“ gemeint ist, wird dort leider nicht präzisiert. Es stellt sich also die Frage, auf welche Weise die Entwicklung der Stadt verlief. Könnte sie den Oeynhausenern Anlass gegeben haben, ihre Stadt als etwas Positives oder gar als etwas Besonderes mit entsprechender „Bedeutung“ empfunden zu haben?

Da Bad Oeynhausens Einwohner mehrheitlich zum Bürgertum gehörten und dieses stark durch Aufstiegswillen und Leistungsethos geprägt war,⁷⁹ dürfte „Erreichtes“ und „Geleistetes“ einen hohen Stellenwert in ihrem Denken eingenommen haben. Eine Stadt mit einer überdurchschnittlich guten Entwicklung, sei es in Sachen Zuwachs „standesgemäßer“ Bevölkerung,⁸⁰ Entstehen prachtvoller Bauten oder kultureller Einrichtungen dürfte daher ihren Einwohnern, wenn man diesen ein normales Maß an Lokalpatriotismus unterstellt, wie das positive Resultat einer kollektiven Leistung, wie die Verbesserung des sozialen „Kollektivstatus“ erschienen sein. Daher liegt auch die Annahme nahe, dass die Bürger eines aufstrebenden Bad Oeynhausens wollten, dass ihre Stadt eine Schule bekam, die diesem Status „angemessen“ war.⁸¹

Leider existieren außer den drei eingangs erwähnten Quellen keine Zeugnisse, die auf diesen Zusammenhang explizit eingehen. Dennoch: Die Entwicklungsgeschichte der Stadt und ihre Darstellung in einigen Quellen geben viele Anhaltspunkte, die diese Vermutungen zu bestätigen scheinen.

Bad Oeynhausen war innerhalb von nur zwei Generationen von einer Ansammlung weniger verstreuter Gehöfte und einer Salinenanlage zu einer stark frequentierten Kurstadt mit all den weiter oben erwähnten hochkulturellen Einrichtungen und ausländischen Gästen geworden. Im Jahre 1860, als Bad Oeynhausen eine Kommune mit Stadtrecht wurde, lebten dort 1.273 Einwohner. 1880 waren es 2.273, 1890 2.473 und im Jahre 1900 3.356. Bis zum Jahre 1909, dem letzten Jahr, für das Paul Baehr Statistiken liefert, war die Einwohnerzahl sogar um fast 2.000 Personen auf 5.324 gestiegen. In diesen neun Jahren gab es also einen Zuwachs, der ungefähr so groß war wie der der vorangegangenen 40 Jahre. Dies zeigt, dass das Werden des Progymnasiums in die Phase der Stadtentwicklung fällt, welche bis dato vom stärksten Bevölkerungswachstum und damit vermutlich auch vom stärksten Wohnungsbau geprägt war.⁸² Es ist sehr wahrscheinlich, dass es sich bei den meisten dieser 2.000 Neueinwohner um Zugezogene gehandelt hat.⁸³ Auch die Kurgastzahlen stiegen zwischen 1900 und 1909⁸⁴ besonders stark an (wenngleich die Zuwachsrate an Gästen auch schon in den zehn Jahren vor der Jahrhundertwende recht hoch war). 1860 zählte man 1.815 Kurgäste, 1880 3.564, 1890 6.472, im Jahr 1900



Plan der Stadt Oeynhausen aus der „Wegekarte von Bad Oeynhausen und Umgebung“, um 1900 (StadtA BO)

bereits 11.241 und 1908 sogar 15.369⁸⁵ Kurgäste. Die Anzahl der ansässigen Ärzte stieg dementsprechend an. 1890 waren es 10, 1900 14 und im Jahre 1909 bereits 21 Ärzte.⁸⁶ Von den 44 Vereinen, die im Jahre 1909 bestanden, wurden allein 28 ab dem Jahre 1900 gegründet.⁸⁷

Leider finden sich in den Quellen keine entsprechenden Aussagen zum Anwachsen⁸⁸ von Gewerbe und Handel und Pensionswesen, doch ist bei stetig steigender Bevölkerungs- und Kurgastzahl auch hier ein entsprechender Zuwachs anzunehmen. Der Mindener Regierungspräsident befand 1906 jedenfalls: „[Der] Einkommensteuersoll wächst wie sonst nirgends im Regierungsbezirk.“⁸⁹

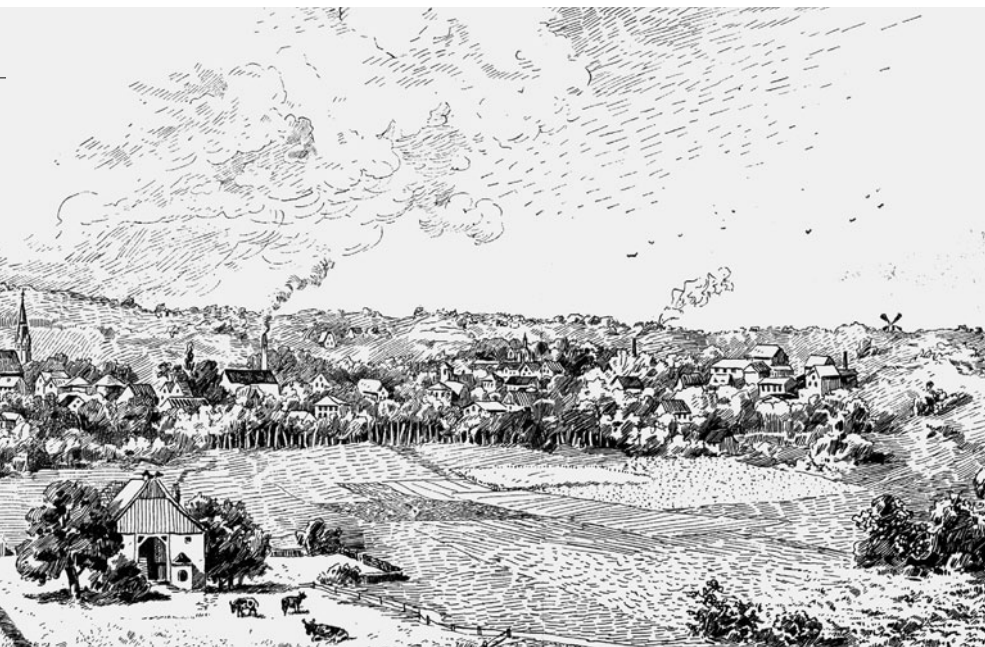
Im Taschenbuch für Kurgäste aus dem Jahre 1906 wird sogar davon gesprochen, „daß dies fast an amerikanisches Wachstum erinnernde Aufblühen unserer Badestadt noch lange nicht seinen Abschluss gefunden hat, daß Oeynhausen einer Entwicklung entgegengeht, die in der Geschichte neudeutscher Städtegründungen nicht viele ihres gleichen hat“.⁹⁰ So entstanden allein in den Jahren 1897 bis 1901 110 Neubauten, das waren mehr als ein Viertel aller Neubauten zwischen 1861 und 1910.⁹¹ Paul Baehr dazu: „Wohin wir blicken, überall, auf geistigem wie auf materiellem Gebiet, herrscht eine



„Total-Ansicht von Bad Oeynhausen“ von 1890 (Zeichnung von W. Oertel aus Rohden, A.: Bad Oeynhausen und seine Umgebung. Zürich [1891])

schaffensfreudige Regsamkeit, hervorgerufen durch opfermutiges Interesse an dem Wohlergehen und Gedeihen unseres Weltbades ...“.⁹² Bad Oeynhausen erhielt bereits 1889 elektrische Straßenbeleuchtung und 1893 eine Kanalisation.⁹³ Dies schien zur damaligen Zeit keine Selbstverständlichkeit zu sein, warb doch das erwähnte Taschenbuch um potenzielle Einwohner mit dem Hinweis auf diese Neuerungen.⁹⁴ Die Häuser, die damals gebaut wurden, hatten vielfach den Stil von Gründerzeitvillen und prächtigen wilhelminischen Mehrfamilienhäusern,⁹⁵ die auch noch heute das Stadtbild der Bad Oeynhausener Innenstadt dominieren.⁹⁶

Wie gerade erwähnt, bezeichnet Paul Baehr Bad Oeynhausen in seiner Chronik gar als Weltbad und schreibt, Bad Oeynhausen trage den Beinamen „Die Perle Westfalens“.⁹⁷ In einem anderen Buch nennt er es den „Edelstein im herrlichen Westfalen“.⁹⁸ Sicherlich spricht aus ihm der Lokalpatriot, der sich in einer Zeit von Lokal- und Nationalstolz schnell einmal gewaltiger Worte bedienen kann. Aber gerade darin deutet sich vielleicht ein wenig das Oeynhausener Selbstverständnis an. Baehr hätte seine Wahlheimatstadt sicherlich nicht mit diesen Superlativen bezeichnet, wenn es sich dabei um einen kleinen, unbedeutenden Badeort mit einem mittelmäßigen Ruf gehandelt hätte. Diese



Annahme wird dadurch erhärtet, dass immer wieder ausländische Gäste nach Bad Oeynhausen kamen.⁹⁹

Es gibt noch ein weiteres Anzeichen, das dafür spricht, dass die Oeynhausener Bürger ihre Stadt als etwas „Besonderes“ angesehen haben. Zuerst stößt man darauf im Prädikat „Königlich“, das der Ort im Bäder-Almanach als eines von ganz wenigen Bädern führt.¹⁰⁰ Er trug diesen Namen, weil er ein preußisches Staatsbad und als Gründung des preußischen Königs entstanden war. Der Ort hatte in besonderer Gunst von König Friedrich Wilhelm IV. gestanden. Dieser hatte den Ort zwischen 1836 und 1857 nicht nur sechsmal besucht,¹⁰¹ sondern gab dem Bad, welches früher den wenig klangvollen Namen „Badeanstalt bei Neusalzwerk“ getragen hatte, 1848 auch höchstpersönlich den neuen Namen „Bad Oeynhausen“.¹⁰² Außerdem weihte der König das Thermalbadehaus I ein, das er sogar zum Teil aus seinem Privatvermögen finanziert hatte.¹⁰³ Vorher hatte auf sein Geheiß hin *der* preußische Stadtplaner und Landschaftsarchitekt Peter Joseph Lenné von 1851 bis 1853 den Oeynhausener Kurpark geschaffen.

Einen Eindruck von der Resonanz auf die königliche Gunst gibt ein Artikel des Oeynhausener Sonntagsblattes aus dem Jahre 1857: „Den Dank aber, den wir ihm [dem König] für seinen Besuch und seine Gunst für unser Bad schulden, können wir nur im Laufe der Zeit abtragen. Es bemühe sich jeder einzelne [...] zu dem Aufblühen des Bades nach Kräften beizutragen, die großartige Liberalität des königlichen Gönners im kleinen zu unterstützen! Das wird der beste Dank sein, den wir dem König darbringen können.“¹⁰⁴ Möglicherweise könnte also gerade das Wissen um die Gunst des preußischen Königs zu einem gewissen andauernden Pioniergeist bei den Bewohnern der Stadt beigetragen haben.

Die Verbundenheit mit dem Königshaus riss nämlich nach dem Tode Friedrich Wilhelms IV. nicht ab. Auch Wilhelm I. erwies dem Bad seine persönliche Gunst: 1880 wurde am Rande des Kurparks, dank seiner finanziellen Unterstützung, eine aufwendig verzierte, 71 Meter lange „Wandelbahn“ errichtet.¹⁰⁵ Sein Enkel, der spätere Deutsche Kaiser Wilhelm II., weilte als Kind zweimal zur Kur in Bad Oeynhausen, einmal begleitet von seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich.¹⁰⁶ Ihm zu Ehren benannte man den kleinen Wald, in dem er sich als Kind besonders gerne aufhielt, „Prinzenwäldchen“.¹⁰⁷ 1898, im Zuge eines militärischen Übungsmanövers, kam Wilhelm II. ein weiteres Mal in die Badestadt, die ihm einen besonders prächtigen Empfang gab und ihm die größte Villa der Stadt¹⁰⁸ als Unterkunft zur Verfügung stellte.

„Entstanden, gepflegt und gefördert unter königlicher Verwaltung, – was wäre Oeynhausen ohne die Hand der Hohenzollern, die sich wohlthätig aufgetan hat!“, stellte noch 1903 unter Beipflichtung der Stadt vorderen der Ministerpräsident fest – das Andenken an die Gunst dieses Herrscher-

hauses schien also auch zur Zeit der Einrichtung des Progymnasiums noch zu bestehen.¹⁰⁹ Nicht zuletzt die 1910 erfolgte Benennung der Höheren Mädchenschule nach der preußischen Königin Luise deutet auf die fortdauernde Verbundenheit mit den Hohenzollern hin.¹¹⁰

War Bad Oeynhausen also im Vergleich zu anderen deutschen Städten ein Sonderfall positiver Entwicklung, der seine Bewohner mit besonderem Stolz erfüllen konnte?

Freilich waren die Jahre zwischen Reichsgründung und Jahrhundertwende eine Zeit, die trotz einiger wirtschaftlicher Problemphasen und sozialer Spannungen allgemein von vielen Zeitgenossen als Aufbruchsstimmung empfunden wurde. Deutschlandweit stieg, wenn auch für viele nur bescheiden, der Wohlstand, die Bevölkerung wuchs, während die Kindersterblichkeit sank und die Lebenserwartung stieg. Zudem verzeichnete das Deutsche Reich prestigeträchtige Erfolge auf dem naturwissenschaftlichen und technischen Sektor.¹¹¹

Dennoch: Das Ausmaß des Aufschwungs in Bad Oeynhausen war auch für diese Epoche sicherlich etwas Untypisches. Daher kann man davon ausgehen, dass viele Einwohner ihre aufstrebende Stadt – gerade in einer Zeit, wie der wilhelminischen, in der viel Wert auf „Erreichtes“ und „Geleistetes“ gelegt wurde – als etwas Besonderes angesehen haben dürften und sich selbst als Mitwirkende des Aufschwungs in gewisser Weise auch. Die Tatsache, dass sich die Oeynhausener in besonderer Gunst des Hohenzollernhauses wähnten, dürfte diesen Effekt noch verstärkt haben. So liegt der Schluss nahe, dass viele Bürgerliche der Ansicht gewesen sein dürften, dass in dieser „besonderen“ Stadt auch eine entsprechend angemessene, also eine höhere Schule wie ein Progymnasium, vorhanden sein müsste, was ja die eingangs erwähnten Zitate schon andeuten. Außerdem war das Vorhandensein einer solchen höheren Schule an sich schon etwas Besonderes – nur die wenigsten kleineren Städte konnten etwas Vergleichbares vorweisen.¹¹² Ein Progymnasium hätte Bad Oeynhausens Status (und damit im weiteren Sinne wohl auch den seiner Einwohner) noch mehr über den Status solcher Städte gehoben.

■ III. Die Einrichtung des Progymnasiums

Wie anhand der Stadtstruktur gezeigt, resultierte der Bedarf nach höherer Bildung in Bad Oeynhausen sowohl aus der Tatsache, dass seine Einwohner mehrheitlich bürgerlich waren als auch aus den spezifischen Eigenschaften der Stadtentwicklung. Damit ist jedoch noch nicht geklärt worden, welchen Charakter dieser Bildungsbedarf hatte – denn höhere Bildung war nicht gleich höhere Bildung. Das in Bad Oeynhausen angestrebte Progymnasium stellte dabei nur eine Möglichkeit von mehreren Institutionen dar, die mit jeweils unterschiedlichen Auffassungen von Bildung verbunden waren. Hinter diesen

Auffassungen standen dabei oft spezifische sozioökonomische Lebens- und Erfahrungswelten.

Deswegen könnte die Beantwortung der Frage, warum man sich in Bad Oeynhausen gerade für ein Progymnasium entschied, dabei helfen, das von den Oeynhausener Bürgern und ihrer Mentalität gezeichnete Bild an Schärfe gewinnen zu lassen. Zu diesem Zweck werden zunächst die Geschichte der höheren Bildung im 19. Jahrhundert und die unterschiedlichen Bildungsauffassungen, die in dieser Epoche entstanden sind und sich in der (höheren) Schullandschaft niederschlugen, erläutert. Dann wird der Blick auf Bad Oeynhausen gelenkt und die Entwicklung der dortigen Schullandschaft sowie der Prozess der Einrichtung des Progymnasiums untersucht. Abschließend werden noch Überlegungen zur Klientel dieser Schule angestellt.

1. Bürgertum und höhere Bildung

Das bürgerliche Verständnis von Bildung hatte im Verlauf des 19. Jahrhunderts einen starken Wandel erfahren, der eng mit den gesellschaftlichen Veränderungen zusammenhing. Zu Beginn des Jahrhunderts hatte man unter Bildung noch gemeinhin ein humanistisches Ideal verstanden, in dessen Zentrum die Aneignung eines möglichst breit gestreuten Wissens lag. Dadurch sollte ein gereifter Mensch entstehen, der in allen Belangen des Lebens gute Entscheidungen traf und in der Lage war, seine Individualität möglichst frei entfalten zu können und dabei einen Sinn für Kunst, Ästhetik, gesellschaftliche Umgangsformen, also eine Art kulturelle Sensibilität, entwickeln sollte.¹¹³ Und so war auch die einzige höhere Schulform, die zum Studium und zur Ausübung der hohen Beamtenberufe berechtigte – das Gymnasium – diesem humanistischen Ideal verpflichtet.

Dort machten vor allem Latein und Altgriechisch, bisweilen auch Hebräisch einen hohen Anteil des Stundenplanes aus, denn in Form und Inhalt der Werke antiker Autoren sah man den höchsten Erkenntniswert für die menschliche Reifung. An modernen Fremdsprachen und Naturwissenschaften wurde nur Französisch und Mathematik gelehrt, und dies nur in vergleichsweise geringem Umfang. Auch Geschichte, Geographie, Musik und Deutsch maß man den alten Sprachen gegenüber einen nachrangigen Wert bei, nur die Theologie genoss ein ähnlich hohes Ansehen.¹¹⁴ Nach der Untersekunda, also drei Jahre vor dem Abitur, erhielt man am Gymnasium die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst, der zwar privat finanziert werden musste, dessen Absolvierung aber den äußerst prestigeträchtigen Reserveoffizierstitel mit sich brachte.¹¹⁵

Eine Sonderform des Gymnasiums war das Progymnasium, so wie es auch in Bad Oeynhausen eingerichtet wurde: Von der Konzeption her war es mit einem Gymnasium identisch, endete jedoch mit der Erlangung des „Einjährig-

Freiwilligen“ nach der Untersekunda. Schüler, die das Abitur erwerben wollten, mussten anschließend auf die Oberstufe eines vollberechtigten Gymnasiums wechseln.¹¹⁶ Progymnasien entstanden meist in solchen Städten, wo zu erwarten war, dass nicht genügend Schüler bis zum Abitur bleiben würden: Ein Studium konnte auch in manchen bürgerlichen Kreisen längst nicht allen Kindern ermöglicht werden, sodass die Erlangung des „Einjährig-Freiwilligen“ nach der Untersekunda eine Alternative darstellte.¹¹⁷

Seit den späten 1850er Jahren wurde die streng humanistisch geprägte Bildung des Gymnasiums und seine alleinige Vergabe der hohen Bildungspatente von manchen Teilen des Bürgertums in Frage gestellt. Die Gründe dafür sind in den tiefen soziokulturellen Umwälzungen der Industrialisierung zu suchen. In ihrem Zuge kam es zu einer nie zuvor da gewesenen Entwicklung neuer Erfindungen, technischer Errungenschaften, weltwirtschaftlicher Verflechtungen und damit einhergehend auch Entstehung neuer Berufsfelder, und das auch noch in relativ kurzer Zeit. Resultat war eine immer stärkere berufliche Differenzierung und Spezialisierung innerhalb der Gesellschaft, aber auch eine immer stärkere „Technisierung“ der Alltagswelt und nicht zuletzt ein allgemeines Interesse an Technik und technischen Innovationen, das sich in einigen Kreisen gar zu einer Art Technikgläubigkeit steigerte. Neben den klassischen Universitäten entstanden nun auch Technische Hochschulen, an denen z. B. moderne Ingenieursberufe erlernt werden konnten. Immer mehr Bürgerliche, viele von ihnen aus dem Besitz- bzw. Wirtschaftsbürgertum, forderten nun auch eine Anpassung der höheren Schulbildung an diese Wandlungen. Sie wollten, dass „moderne“ Naturwissenschaften wie Physik und Chemie eingeführt und die Stundenanteile von Mathematik sowie lebendiger Fremdsprachen wie Französisch und Englisch auf Kosten der alten Sprachen erhöht werden sollten.¹¹⁸

Dies führte dazu, dass bis zur Jahrhundertwende zwei neue Schultypen entstanden: die Oberrealschule und das Realprogymnasium. In der Oberrealschule gab es überhaupt keine alten Sprachen mehr, stattdessen wurde Französisch und Englisch gelehrt. Chemie, Physik und Mathematik nahmen einen großen Teil des Stundenplanes ein. Das Realprogymnasium stellte einen Zwischentyp zwischen Gymnasium und Oberrealschule dar: Latein war zwar erste Fremdsprache, doch gab es statt Altgriechisch Französisch als zweite Fremdsprache, später kam Englisch sowie ein gewisser naturwissenschaftlicher Anteil hinzu. Bei beiden Schultypen existierten jeweilige Entsprechungen zum Progymnasium, die Realschule und das Realprogymnasium.¹¹⁹ Bis zum Jahre 1900 erhielten die beiden realen Schultypen nach und nach die volle Gleichberechtigung neben dem Gymnasium. Nun konnten auch ihre Abgänger klassische Studiengänge an den Universitäten belegen,¹²⁰ also Wege beschreiten, die vorher Gymnasiasten vorbehalten waren.¹²¹

Die Gegner der realen Bildung – sie stammten vor allem aus den klassischen Fakultäten wie Jura, Medizin, Philosophie oder Theologie – hatten bis zuletzt versucht, dies zu verhindern. Die Forschung ist sich diesbezüglich darüber einig, dass es dabei nicht nur um Bildungsinhalte ging, sondern mindestens genauso um die Bewahrung des exklusiven Sozialprestiges dieser „klassischen“ Bildungsberufe.¹²²

2. Bad Oeynhausens Schullandschaft vor der Einrichtung des Progymnasiums

In Bad Oeynhausen gab es um die Jahrhundertwende zum einen die (eher wenig besuchte) katholische¹²³ und die evangelische Bürgerschule, beides klassische städtische Volksschulen. Darin wurden, wie damals üblich, zum Teil mehrere Schuljahrgänge in einem Klassenraum¹²⁴ unterrichtet. Außerdem gab es die gewerbliche Fortbildungsschule.¹²⁵ Sie wurde kurz vor dem Progymnasium eingerichtet, war jedoch keine Schule im engeren Sinne, sondern gab begleitenden Unterricht für diejenigen, die nach dem Abschluss der Bürgerschule oder der Höheren Stadtschule eine Lehre machten.¹²⁶ Schon früh gab es auch Einwohner, die ihren Kindern eine höhere Bildung ermöglichen wollten, wahrscheinlich mit dem Ziel der Erlangung des „Einjährig-Freiwilligen“ oder des Abiturs an einem auswärtigen Gymnasium bzw. an einer auswärtigen Realschule. Für sie gab es seit 1878 an der evangelischen Bürgerschule die so genannte „gehobene Abteilung“, eine Art „Schule in der Schule“. 1893 zweigte



Dr. Ferdinand Teetz, um 1895 (StadtA BO)

man sie ab und schuf daraus die Höhere Stadtschule mit Jungen- und Mädchenabteilung, die seit 1894 von Dr. Ferdinand Teetz geleitet wurde, der auch später der erste Direktor des Progymnasiums wurde.¹²⁷

Die Höhere Stadtschule war als vorbereitende Schule für die eigentlichen höheren Schulen konzipiert¹²⁸ und entsprach in ihrer Organisation während der meisten Zeit ihres Bestehens dem so genannten „Frankfurter System“: Männliche Schüler konnten verschiedene Kurse wählen, je nachdem ob sie beabsichtigten, später eine reale Anstalt oder ein herkömmliches Gymnasium zu besuchen. Wer also später aufs Gymnasium wollte, wählte dementsprechend Latein und Griechisch, wer auf eine reale Anstalt

wechseln wollte, z. B. Englisch und Französisch.¹²⁹ Die Höhere Stadtschule führte bis zur Obertertia bzw. bis zur achten Klassenstufe,¹³⁰ vergab folglich noch nicht die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst.

Somit lässt sich feststellen, dass in Bad Oeynhausen dafür gesorgt war, dass Arbeiter und Dienstbotenschaft sowie die kleinstädtischen Handwerksfamilien eine Bildungsstruktur voranden, die dem Status Quo ihrer sozialen Verhältnisse entsprach. Nur das Bildungs- und Besitzbürgertum und die Teile des Kleinbürgertums, die ihren Kindern den Besuch einer höheren Schule finanzieren wollten, fanden eine für ihre Bildungsinteressen unzureichend ausgebildete Schulstruktur vor. Dazu fehlte ihnen eine vollberechtigte höhere Bildungsstätte, also ein Gymnasium, eine Realschule oder ein Realgymnasium, an der man das Abitur hätte machen können, oder wenigstens ein entsprechendes Progymnasium. Dieses hätte zumindest das „Einjährig-Freiwillige“ ermöglicht und anschließend kraft ihrer Struktur einen reibungslosen Übergang zu einer vollberechtigten Schule.

Die „gebildeten Elemente“ (Dr. Zimmer-Wallis)¹³¹ antworteten auf diesen Mangel, indem sie ihre Kinder zum Teil gar nicht auf die Höhere Stadtschule schickten, obwohl diese ja primär für sie konzipiert worden war. So schwankte die Anzahl der dortigen männlichen Schüler zwischen ihrer Schaffung im Jahre 1893 und ihrer Auflösung 1907 stetig und war in ihrer Tendenz leicht rückläufig. 1893 besuchten 80 Schüler die Einrichtung, 1906 nur 71. Was auf den ersten



Höhere Stadtschule, Postkarte um 1900 (StadtA BO)

Blick nur ein geringer Rückgang zu sein scheint, entpuppt sich jedoch als eine bedeutsame Entwicklung, wenn man die Einwohnerzahlen Bad Oeynhausens berücksichtigt: Sie wuchsen um mehr als das Doppelte im selben Zeitraum.¹³² Die Mindener Regierung ging in einem Gutachten von 1902 deswegen sogar soweit, die Schule als nicht mehr lebensfähig einzuschätzen.¹³³ Bei diesen Vorgängen handelte es sich jedoch nicht um einen Rückgang an Bildungsinteresse, vielmehr gingen die „fehlenden“ Schüler zu großen Teilen auf das Gymnasium der Stadt Herford, die sich zwei Bahnstationen von Bad Oeynhausen entfernt befindet.¹³⁴ Man schickte sie lieber gleich von der Sexta an dorthin, weil sie einerseits für die Aufnahme in die Untersekunda eine schwere Prüfung abzulegen hatten, bei der viele durchfielen und dann ein Jahr lang schulbildungsmäßig aussetzen mussten und weil man ihnen andererseits überhaupt einen Platz dort sichern wollte, war das Herforder Gymnasium doch äußerst stark frequentiert.¹³⁵ Die schlechte Entwicklung der Höheren Stadtschule war außerdem durch die Tatsache bedingt, dass es mit dem Fehlen der Untersekunda keine Möglichkeit gab, das äußerst prestigeträchtige „Einjährig-Freiwillige“ vor Ort zu erwerben.¹³⁶ Bürgermeister Dr. Zimmer-Wallis jedenfalls machte sich zunehmend Sorgen, dass der Zuzug von Neubürgern durch diese Mängel gebremst werden könnte.¹³⁷

Ein weiterer Grund, der nicht gerade dafür sorgte, die Schichten mit Interesse an höherer Bildung an der Höheren Stadtschule zu halten, war der permanente Lehrermangel dieser Anstalt. Seit ihrer Gründung gab es dort beinahe jährlich Fluktuationen innerhalb des Lehrerkollegiums. Manche Lehrer blieben nur so lange, bis sie eine neue Anstellung an einer höheren Schule mit eindeutig realem oder gymnasialem Charakter fanden. Offenbar rechneten sie sich dort bessere Karrierechancen aus.¹³⁸ So kam es, dass die Höhere Stadtschule sogar unterqualifizierte Lehrer beschäftigen musste.¹³⁹ Diese unglücklichen Umstände werden in der Petition als Hauptgrund genannt, der für die baldige Einrichtung eines Progymnasiums sprechen würde. Die Petitionsunterzeichner fürchteten vor allem, „daß diese fortwährende Veränderung der Lehrkräfte einen gedeihlichen Unterricht der Zöglinge der höheren Lehranstalt erfahrungsmäßig in ernsthafter Weise“ gefährden würde.¹⁴⁰

Doch die Höhere Stadtschule litt nicht nur unter mangelnder Akzeptanz seitens der eigenen Lehrerschaft und der Schulklientel, sondern offenbar auch seitens des Staates. Dies kann man daran sehen, dass im Jahre 1901 die Regierung in Minden den Regierungs-Schulrat Gregorovius nach Bad Oeynhausen schickte, damit dieser vor Stadtverordnetenversammlung und Schulkuratorium die offizielle Einschätzung über die Zukunft der Höheren Stadtschule kund tat.¹⁴¹

Auch er hielt das verwendete Schulsystem für den Hauptgrund für die mangelnde Akzeptanz seitens der Lehrer und der Bürger. Vor allem riet er aber



Das Lehrerkollegium der Höheren Stadtschule vor der Bandelhütte am Hermannsdenkmal bei Detmold, 1898 (StadtA BO)

dazu, sich lieber auf eins der drei höheren Schulsysteme festzulegen. Die Abschaffung des Frankfurter Systems, welches „zu vielschichtig“ sei, sei nämlich die Bedingung dafür, dass der Staat eine Patronage der Schule überhaupt in Erwägung ziehen könnte.¹⁴²

So entsprach das Frankfurter System wohl nicht mehr dem Zeitgeist. Bei der starken Bedeutung, die Bildung für das Bürgertum besaß, mochte es daher im gesellschaftlichen Verkehr den Absolventen eine schlechtere Visitenkarte gewesen sein gegenüber den Absolventen einer eindeutig gymnasialen oder realen Schulbildung. Vielleicht war dies, neben den Aufnahmehürden, die die Gymnasien der Nachbarstädte höherklassigen Zöglingen stellten und der Tatsache, dass man in Bad Oeynhausen kein „Einjährig-Freiwilliges“ erwerben konnte, der Grund für den Niedergang der Höheren Stadtschule.

3. Gründe für die Wahl des gymnasialen Schultyps

„Dass der Lehrplan des Gymnasiums gewählt werden soll [...] entspricht den Bildungsverhältnissen der dortigen Bevölkerung“, schrieb im Jahre 1906 ein Beamter des Provinzialschulkollegiums in Münster an den Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten in Berlin. Dafür spricht allein, dass sämtliche Oeynhausener Söhne, die in den ersten Jahren nach 1900 auswärts auf eine Schule gingen, ein Gymnasium besuchten, obwohl es z. B. in Minden oder Herford auch reale Anstalten gab.¹⁴³

Wie wir anhand des Bildungsstreites gesehen haben, liegt die Wahl des Schultyps, also real oder gymnasial, häufig in der spezifischen sozioökonomischen Mentalität der Bürger einer Stadt begründet. Dort, wo technische und kaufmännische Berufe dominierten, tendierte man eher zur realen Bildung, und dort, wo klassische Akademikerberufe den Ton angaben, bevorzugte man eher die humanistisch-gymnasiale Bildung. Lässt sich dieser Zusammenhang auch im Falle Bad Oeynhausens nachweisen? Könnte also die Wahl des gymnasialen Schultyps etwas mit dem Einfluss oder Ansehen bestimmter Berufe zu tun gehabt haben?

Zunächst liegt die Vermutung nahe, dass in einer Kurstadt wie Bad Oeynhausen der Arztberuf besonders hoch angesehen war, gab es doch z. B. 1907 allein 20 ansässige Ärzte.¹⁴⁴ Mit dem Arztberuf assoziierte man immer noch die gymnasiale Bildung, auch wenn jüngst (seit dem Jahre 1900) auch derjenige Arzt werden konnte, der eine Realanstalt absolviert hatte.¹⁴⁵ Leider gibt es aber keine Quellen, die eine direkte Auskunft über die örtlichen Meinungen zum Arztberuf und die gesellschaftliche Stellung der Oeynhausener Ärzte geben könnten. Zwar existieren Mitgliederlisten von Stadtverordnetenkollegium, Magistrat, Presbyterium und katholischem Kirchenvorstand sowie von diversen Schulkuratorien, doch taucht darin jeweils fast immer nur ein Arzt auf.¹⁴⁶ Somit wäre es sehr gewagt, die gesellschaftliche Stellung der Oeynhausener

Ärzte als Hauptgrund oder gar alleinigen Grund für die Wahl eines Progymnasiums zu verstehen.

Bad Oeynhausen war auch Sitz eines Amtsgerichtes. Dieses war jedoch nur sehr klein.¹⁴⁷ Es gab auch nur zwei Pfarrstellen in der Stadt.¹⁴⁸ So dürften die Vertreter dieser beiden Berufsgruppen, welche ja ebenso wie die Ärzte in der Regel die gymnasiale Bildung bevorzugten, trotz des allgemein hohen Ansehens der Juristen und Theologen bei der Wahl des Schultyps keinen allzu großen Ausschlag gegeben haben.

Besitzbürger und Kaufleute, potenziell eher Befürworter der Realbildung, nahmen zusammen 18,5 Prozent der Eintragungen im Adressbuch des Jahres 1906 ein, gegenüber 15,6 Prozent an Bildungsbürgern¹⁴⁹, die potenziell eher die Gymnasialbildung bevorzugten. Damit hielten sie sich in etwa die Waage. Wir wissen aber nicht, ob auch zwangsläufig jeder Bildungsbürger Bad Oeynhausens das Gymnasium favorisierte und jeder Besitzbürger und Kaufmann Oberrealschule und Realprogymnasium, war dies doch auch generell nicht immer der Fall. In der Stadtverordnetenversammlung, in deren Auftrag der Bürgermeister Dr. Zimmer-Wallis den Staat ja um die Patronage für ein Progymnasium gebeten hatte, dominierte jedenfalls keine der beiden Bürgertumsgruppen.¹⁵⁰

Das Kleinbürgertum schließlich, mit 42,8 Prozent der Eintragungen die größte Gruppe Bad Oeynhausens, tendierte reichsweit eher dazu, seine Söhne auf die realen Anstalten zu schicken, wo sie zusammen mit Zöglingen aus dem Wirtschaftsbürgertum die Mehrheit stellten. Doch auch auf Gymnasien war ihr Anteil hoch, er lag, relativ starken regionalen Schwankungen ausgesetzt, zwischen 30 und 60 Prozent der Schülerschaft.¹⁵¹ Möglicherweise war das Kleinbürgertum also primär an sozialem Aufstieg und eher sekundär an der Frage nach gymnasialer oder realer Bildung interessiert. Das Gymnasium hatte überdies den Ruf, „Generalisten“ mit beruflicher Flexibilität auszubilden, während reale Anstalten eher als Ausbildungsstätte für (technisch-naturwissenschaftliche) Spezialisten galten.¹⁵² Vielleicht spielte dies ja bei den Aufstiegsvorstellungen der kleinbürgerlichen Petitionsunterzeichner eine Rolle, sofern sie sich überhaupt näher mit den unterschiedlichen Schulsystemen auseinandergesetzt hatten.

Wie dem auch sei, Bad Oeynhausen entschied sich mit der Wahl eines Progymnasiums jedenfalls gegen den Reichstrend: 1872 gehörten noch 72 Prozent der höheren Vollanstalten dem gymnasialen Bildungsweg an, 1914 waren es nur noch 54 Prozent, die nicht zum realen Bildungsweg gezählt wurden.¹⁵³ Diese Zahlen zeigen aber auch, dass das Gymnasium noch eine hohe Akzeptanz besaß. Vielleicht hallte in Bad Oeynhausen also auch einfach nur der Ruf des Gymnasiums als traditionelle und über Generationen erprobte Bildungsanstalt nach, besaß es doch auch nach der Jahrhundertwende noch einen gewissen „Nimbus als Aufstiegsschleuse“ (Wehler).¹⁵⁴

Es gibt zwei Gesichtspunkte, die darauf hindeuten, dass dieser „Nimbus“ ein entscheidender Faktor bei der Wahl des Schultyps war. Einer davon ist der Besuch des Regierungs-Schulrats Gregorovius im Jahre 1901, der im vorigen Kapitel bereits erwähnt wurde. Gregorovius gab nämlich nach seinem offiziellen Vortrag die private Empfehlung, die Höhere Stadtschule in eine gymnasiale Schule umwandeln zu lassen.¹⁵⁵ Zwar ist nicht bekannt, mit welchen Gründen er dies tat, doch bezeichnet Paul Baehr den Vortrag als Auslöser dafür, dass man sich in der Stadtverordnetenversammlung letztlich für eine gymnasiale Anstalt entschied.¹⁵⁶ Gerade die Tatsache, dass mit Gregorovius ein Staatsvertreter das Gymnasium empfahl, könnte also die Stadtverordneten in der Überzeugung bekräftigt haben, dass dieser Schultyp die beste Wahl zur Realisierung von Aufstiegsplänen darstellte.

Doch auch wenn er den Anstoß dazu gab, diese Überzeugung auf offizieller Ebene in die Tat umzusetzen, war Gregorovius sicherlich nicht der alleinige Grund dafür, dass man sich in der Badestadt für ein Progymnasium entschied. Dadurch, dass schon vorher fast alle Oeynhausener Jungen, die auf auswärtige Schulen gingen, ein Gymnasium besuchten, wird nämlich deutlich, dass die Oeynhausener diese Schulform schon länger den realen Systemen vorzogen.

Es liegt die Vermutung nahe, dass dies mit dem ständigen Kontakt mit den Kurgästen zu tun hatte. Auf ihre soziale Stellung und ihren Einfluss auf die Mentalität der Oeynhausener ist bereits hingewiesen worden. Wahrscheinlich hatten die meisten Kurgäste in ihrer Jugend das Gymnasium besucht, hatte es vor der Jahrhundertwende doch noch die Landschaft der höheren Schulen dominiert. Dadurch, dass sie den Oeynhausenern einen höheren Lebensstil vorlebten und die Art ihrer Schulbildung dabei gewiss nicht verheimlichten, trugen die Kurgäste vielleicht besonders dazu bei, dass jener „Nimbus“ des Gymnasiums als Aufstiegsschleuse in den Köpfen der Badestädter lebendig blieb.

4. Gründe für die Wahl eines Progymnasiums

Es bleibt die Frage, warum man sich in Bad Oeynhausen „nur“ um ein *Progymnasium*, nicht jedoch um ein vollberechtigtes Gymnasium mit Oberstufe bemühte. Dieses unterschied sich von einem Progymnasium ja nur dadurch, dass es noch eine dreijährige Oberstufe und die Berechtigung zur Vergabe des Abiturs besaß. Ist diese Beschränkung etwa ein Indiz dafür, dass das Bildungsbedürfnis der Oeynhausener Bürger nicht „voll“ ausgeprägt war?

Dem war sicherlich nicht so. Wahrscheinlich gab es dafür andere Gründe. In der Regel schickte ein sehr großer Teil derjenigen Kleinbürger, die ihren Kindern eine höhere Schulbildung erlauben konnten, diese nur höchstens bis zur Erlangung des „Einjährig-Freiwilligen“ auf eine höhere Schule. Dies geschah jedoch nicht, weil es an Aufstiegswillen und Bildungsbedarf mangelte, sondern vielmehr, weil finanzielle Mittel den Weg zu Abitur mit anschließendem Stu-

dium nicht erlaubten.¹⁵⁷ Es bedurfte also einer relativ hohen Zahl an Bildungs- und Besitzbürgern (und eventuell Adeligen) in einer Stadt, damit eine gymnasiale Oberstufe ausgelastet war. Das war in der Regel nur in größeren Städten der Fall. Bad Oeynhausens besitz- und bildungsbürgerlicher Anteil dürfte zwar prozentual relativ hoch, absolut gesehen jedoch eher gering gewesen sein. Wahrscheinlich war Bad Oeynhausen also einfach noch nicht groß genug, um eine genügende Anzahl an entsprechender Oberstufenklientel herauszubilden.

Leider gibt es in den Quellen des Untersuchungszeitraums zu dieser Vermutung keinerlei konkrete Aussagen. Vor allem die Tatsache, dass es in Bad Oeynhausen in den 1920er Jahren immer noch keine Oberstufe gab, spricht jedoch dafür, denn der „Bevölkerungsboom“ hatte in den Jahren kurz vor dem Ersten Weltkrieg sein Ende gefunden und die Stadt war seitdem bei weitem nicht mehr so stark gewachsen wie zuvor.¹⁵⁸

Das Fehlen eines vollberechtigten Gymnasiums deutet somit aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf ein unvollständig ausgeprägtes Bildungsbedürfnis bei den Einwohnern des Bad Oeynhausens der Jahrhundertwende hin. Die bereits erläuterten Ergebnisse der Forschung verdeutlichen zudem, von welcher essentieller Wichtigkeit Bildung für die bürgerliche Lebens- und auch Wirtschaftswelt war. Sie lassen daher im Grunde nur den Schluss zu, dass ein vollberechtigtes Gymnasium in der langfristigen Perspektive der bürgerlichen Oeynhausener gestanden haben muss.

5. Schulklientel

Man kann davon ausgehen, dass das neue städtische Progymnasium i. E. nach der Einrichtung der Untersekunda zu Ostern 1906 das Problem der Schülerabwanderung gelöst hat. Dafür spricht insbesondere seine Frequenz: Lag sie 1906 (im letzten Jahr der Höheren Stadtschule) noch bei 71 Schülern, betrug sie 1909 schon 96,¹⁵⁹ 1913 schließlich 110 und 1924 214 Schüler, obwohl die Stadt ja seit den Jahren kurz vor dem Ersten Weltkrieg längst nicht mehr so stark gewachsen war wie zuvor.¹⁶⁰

Von welchen Teilen der Einwohnerschaft wurde die neue Schule nun wie stark frequentiert? Im Staatsarchiv Münster gibt es zwar Schülerlisten, doch können diese aus mehreren Gründen nicht aussagekräftig genug ausgewertet werden, um die soziale Zusammensetzung der Schülerschaft zu ermitteln.¹⁶¹ So müssen im Folgenden über andere Wege Überlegungen angestellt werden.

5.1 Besitz- und bildungsbürgerliche Schulklientel

In einem Schreiben von Dr. Georg Zimmer-Wallis, das im Zuge des behördlichen Schriftwechsels im Jahre 1902 entstanden ist, finden wir folgende Aussage: „Das Schülermaterial [der Höheren Stadtschule] [...] rekrutiert sich überwiegend aus denjenigen Gesellschaftsschichten, deren Söhne erfahrungs-



Lehrkräfte und Schülerschaft der Höheren Stadtschule, 1906 (StadtA BO)



gemäß sich nicht bloß mit dem Besitze des Militairzeugnisses begnügen, sondern dem Hochschulstudium sich zu widmen pflegen.“¹⁶²

Er wird damit auf jeden Fall die Bildungs- und Besitzbürger Bad Oeynhausens gemeint haben. In seiner Denkschrift listet er nämlich in einem ähnlichen Argumentationszusammenhang die Berufe genau dieser Gruppe auf. Dort kommt er zu folgendem Schluss: „Die Übersicht [...] dürfte beweisen, dass hierorts ein höheres Durchschnittsmaß an Bildungsbedarf vorhanden ist, als in Gemeinden ähnlicher Größe“. ¹⁶³ In einem nachträglich zur Denkschrift verfassten Brief des Bürgermeisters ist weiter zu lesen: „Die Einwohnerschaft setzt sich fast ausschließlich aus gebildeten Elementen – pensionierten Offizieren, Ärzten und Beamten [...] zusammen, das heißt aus solchen Kreisen, welche auf Grund der eigenen Vorbildung erfahrungsgemäß auch für ihre Kinder eine höhere Bildung beanspruchen.“¹⁶⁴ An anderer Stelle schreibt er außerdem: „Bald werden Kurhaus und Kurtheater gebaut, was Bürger anlockt“ und folgert daraus ein noch stärker anwachsendes Bildungsbedürfnis.¹⁶⁵

Somit sieht Dr. Zimmer-Wallis eindeutig die Beziehungen zwischen Bürgertum auf der einen und bürgerlicher Kultur und Bildung auf der anderen Seite, die auch von der modernen Forschung ausgemacht worden sind, indem er zumindest allen Oeynhausener Familien aus Besitz- und Bildungsbürgertum ein Interesse an höherer Schulbildung bescheinigt. Somit dürfte die neue Schule auch von den meisten Söhnen dieser Schichten besucht worden sein. Ob es in diesen Schichten immer noch eine gewisse Anzahl Eltern gegeben hat, die ihre Söhne lieber von vornherein auf ein vollberechtigtes Gymnasium geschickt haben, lässt sich nicht sagen. Es ist jedoch unwahrscheinlich, dass es sich dabei um eine größere Zahl von Bürgern gehandelt hat, da immerhin fast 40 % der Unterzeichner der Petition, möglicherweise noch mehr, aus dem Besitz- und Bildungsbürgertum stammten, was ja eindeutig auf die Unterstützung des Bildungsstandortes Bad Oeynhausens durch diese Gruppen hindeutet.¹⁶⁶ Außerdem war das unwillkommene Frankfurter System ja beseitigt, sodass für ihre Kinder nun eine „standesgemäße“ bzw. eine deutlich angesehene Schule vorhanden war.

5.2 Kleinbürgerliche Schulklientel

In seiner Denkschrift nennt Dr. Zimmer-Wallis von den Kleinbürgerlichen nur die unteren Beamten als Interessenten für höhere Bildung.¹⁶⁷ Warum dem so ist, lässt sich nur vermuten. Vielleicht waren ihm die anderen Kleinbürger vom Sozialstatus her nicht hoch genug, um in seine Argumentation aufgenommen zu werden und vielleicht wollte er seine Aufzählung von Beamten, Ärzten, Lehrern und Fabrikanten vor dem Staat nicht durch „Schneidermeister“, „Barbier“ oder „Zimmermeister“ „verwässern“. ¹⁶⁸ Das würde darauf hindeuten, dass man sich entweder in den höheren bürgerlichen Kreisen Bad

Oeynhausens vom ansässigen Kleinbürgertum abgrenzen wollte und dieses daher nicht als vollwertiges Bürgertum ansah, oder aber, dass Dr. Zimmer-Wallis dem Adressaten, dem Ministerium in Berlin, solch eine abschätzige Sicht der Dinge unterstellte und deswegen die Aufzählung aus pragmatischen Gründen ohne Nennung der kleinbürgerlichen Berufe gestaltete. Wahrscheinlicher ist Letzteres, weil Dr. Zimmer-Wallis seine Denkschrift auf Veranlassung der Stadtverordnetenversammlung, in der auch Kleinbürgerliche saßen, schrieb (und er diesem Gremium das Schriftstück wahrscheinlich auch vorlegen oder vorlesen musste).¹⁶⁹

Die Petition haben jedenfalls bei weitem nicht nur Bildungs- und Besitzbürger unterschrieben. Mehr als jeder dritte (36,7 %) der 158 Unterzeichner, die sich einer gesellschaftlichen Gruppe zuordnen lassen, stammte aus dem Kleinbürgertum. Wahrscheinlich waren es sogar noch mehr, da die Petitionsunterzeichner, die zu den Kaufleuten zu rechnen sind (17,1 %), nicht eindeutig dem Besitz- oder dem Kleinbürgertum zugeordnet werden können.

Somit werden für Bad Oeynhausen die Ergebnisse der Forschung bestätigt, die davon ausgehen, dass auch das Kleinbürgertum einen starken Aufstiegswillen und ein starkes Bildungsbedürfnis besaß. Ein Progymnasium vor Ort muss ihm dabei sehr entgegengekommen sein. Denn wer seinem Sohn eine allgemein angesehene gymnasiale Bildung angedeihen lassen wollte, musste nun zumindest bis Ende der Untersekunda keine jahrelang anfallenden Kosten mehr aufbringen für Bahnfahrten nach bzw. für Unterbringung in Herford. Dies dürfte also den Kreis derer, die sich solch eine Bildung leisten konnten, erweitert haben. Wer vom Oeynhausener Kleinbürgertum schon vorher bemittelt genug gewesen war, um seine Kinder zum Gymnasium nach Herford bis zum Abschluss der Untersekunda zu schicken, hatte es nun aus den gleichen Gründen etwas leichter, ihnen auch den Besuch der dortigen oberen Klassen oder aber alternativ die Ausübung des Einjährig-Freiwilligen Militärdienstes zu finanzieren. Wie groß diese zweite Gruppe gewesen ist, kann an dieser Stelle nicht ermittelt werden.¹⁷⁰ Folgt man Hans-Ulrich Wehler, dürfte sie jedoch aus finanziellen Gründen nur marginal gewesen sein.¹⁷¹

Abschließend lässt sich jedenfalls sagen, dass die meisten Eltern aus Bad Oeynhausens Kleinbürgertum, wenn sie das Schulgeld irgendwie aufbringen konnten, ihre Kinder auf das neue Progymnasium geschickt haben dürften.

5.3 Andere Schulklientel

Die Auszählung des Adressbuches aus dem Jahre 1906 ergibt, dass Bad Oeynhausen mit etwas mehr als 84 Prozent der Eintragungen zu einem überwältigenden Teil aus Bürgerlichen bestand. Die einzige Gruppe, die mit 107 Eintragungen bzw. knapp zwölf Prozent aller identifizierbaren Eintragungen noch als relativ groß zu bezeichnen ist, ist die des Arbeiter- und Dienstbotenstandes.¹⁷²

Aller Wahrscheinlichkeit nach werden diese Leute das Schulgeld für das Progymnasium wegen ihres geringen Gehaltes nicht aufgebracht haben können.¹⁷³

Die drei Familienhäupter, die aus dem Adel stammten, werden ihre Kinder, sofern sie welche hatten, sicherlich aufs Progymnasium geschickt haben. Dafür spricht, dass der deutsche Adel seine Kinder in der Regel auf höhere Schulen schickte, seitdem ihm das Bürgertum mit den Bildungspatenten ein Gegenstück zum Adelsprädikat entgegengesetzt hatte und der kulturelle Einfluss des Bürgertums auch seine Mentalität deutlich beeinflusste.¹⁷⁴ So hätten die Kinder der wenigen Oeynhausener Adeligen der bürgerlichen Mehrheit nachgestanden, hätte man ihnen keine entsprechende Bildung zukommen lassen.¹⁷⁵

Über die sechs Familienhäupter, die aus der Landwirtschaft stammten, kann man nur Vermutungen anstellen, da es keinerlei Hinweise zu ihrer Mentalität bzw. zu ihrem Selbstverständnis gibt. Inmitten einer bürgerlich dominierten Stadt wie Bad Oeynhausen ist es jedoch wahrscheinlich, dass diese winzige Minderheit einem recht hohen Assimilationsdruck ausgesetzt war und vielleicht gar kein richtiges „Standesbewusstsein“ entwickelt hat und sich somit auch in Sachen Bildungsideal eher an den restlichen bürgerlichen Einwohnern orientiert hat. Dafür spricht schon, dass allein drei der sechs landwirtschaftlichen Familienhäupter die Petition unterzeichnet haben.¹⁷⁶

Über die sechs im Adressbuch eingetragenen Künstler bzw. Schauspieler und Musiker kann man schwer etwas sagen. Wahrscheinlich unterlagen sie wegen ihrer geringen Anzahl ebenfalls einem gewissen Assimilationsdruck hin zur bürgerlichen Bevölkerungsmehrheit, mit der sie sicherlich allein schon aus beruflichen Gründen ständig (zumindest oberflächlich) in Berührung kamen. Ob sie jedoch jemals so viel verdient haben, um ihren Kindern den Besuch des Progymnasiums zu finanzieren, lässt sich nicht ermitteln.

20 Familienhäupter aus Bad Oeynhausen gehörten dem Militär an. Dr. Zimmer-Wallis behauptet in seiner Denkschrift, dass größere Lehranstalten wie ein Progymnasium u. a. die Ansiedlung von pensionierten Beamten und Offizieren begünstigten.¹⁷⁷ Und so handelt es sich bei den meisten dieser 20 Familienhäupter auch um pensionierte Offiziere.¹⁷⁸ Die Offiziere des Kaiserreichs entstammten ursprünglich vor allem dem Adel und schließlich auch dem Bürgertum, beides Gruppen, die ihren Söhnen wenn möglich höhere Schulbildung angedeihen ließen. Um in Preußen eine Offizierslaufbahn einschlagen zu können, musste man sowieso mindestens das Einjährig-Freiwillige erworben haben. Der Erwerb des Abiturs war sogar beinahe die Regel: Zwei Drittel der Offiziersanwärter hatten erfolgreich die Oberstufe einer höheren Schule besucht.¹⁷⁹ Also wurde das Progymnasium aller Wahrscheinlichkeit nach auch von den Söhnen der in Bad Oeynhausen ansässigen Offiziere besucht.

■ IV. Die Einrichtung der Höheren Töchterschule

„Mit dem Ausbau der Knabenschule zum Progymnasium soll gleichzeitig der Ausbau der zurzeit der Höheren Stadtschule angegliederten Mädchenschule zu einer in sich geschlossenen Mädchenschule erfolgen“¹⁸⁰, zitiert Paul Baehr den Beschluss des Kuratoriums der Höheren Stadtschule¹⁸¹ aus dem Spätherbst des Jahres 1905. Drei Monate später trat die Stadtverordnetenversammlung dem Beschluss bei – und neben dem neuen Progymnasium erhielt Bad Oeynhausen nun auch die Höhere Töchterschule. Dies ist insofern bemerkenswert, als dass im Zuge der Einrichtung des Progymnasiums von städtischer Seite her den zuständigen Behörden gegenüber stets argumentiert wurde, der Staat müsse die Kosten des Progymnasiums tragen, da die Stadt sonst an die Grenzen ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit getrieben werde.¹⁸² Nun aber wurde nicht nur ein Progymnasium, sondern auch eine Höhere Mädchenschule auf städtische Kosten eingerichtet und betrieben und das sogar in einem eigens errichteten Gebäude. Somit entlarvt dieser Umstand die Argumentation der Stadtverordneten als Versuch, die städtischen Kassen zu schonen.

Die Tatsache, dass man eine städtische Höhere Mädchenschule schuf, ist zudem ein weiterer Hinweis darauf, dass es in Bad Oeynhausen eine hohe Wertschätzung von Bildung bzw. einen ausgeprägten Bildungsbedarf gegeben hat. Um also das Bild zu komplettieren, das wir bisher von den Hintergründen dieses Bildungsbedarfs gewonnen haben, lohnt es sich daher, die näheren Umstände zu untersuchen, die mit der Einrichtung der Höheren Töchterschule zusammenhängen. Zu diesem Zweck wird in den folgenden Kapiteln zunächst erläutert, welche Bedeutung die höhere Mädchenbildung für die bürgerliche Gesellschaft hatte und welche Schulformen damit zusammenhängen. Dann wird der Blick auf Bad Oeynhausen gelenkt und die Geschichte und Struktur der dortigen höheren Mädchenbildung betrachtet.

1. Höhere Mädchenbildung um die Jahrhundertwende

Unter höherer Mädchenbildung wird hier eine bestimmte Form von Bildung für Mädchen verstanden, die über das volksschulische Pflichtpensum hinausgeht. Erst in den 1870er Jahren unterschied man zwischen mittlerer und höherer Mädchenbildung.¹⁸³

Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts war es im Zuge der gesellschaftlichen und ökonomischen Umbrüche in der bürgerlichen Arbeitswelt immer mehr zu einer Trennung von Wohn- und Arbeitssphäre und damit von Familie und Beruf gekommen. Vorher ging der Mann zu Hause seiner Arbeit nach und die Frau war in vielerlei Hinsicht in seine Erwerbstätigkeit eingebunden, nun befand sich der Mann meist arbeitend außer Haus, während die Frau daheim blieb. Damit nahm die Frau im ökonomischen Sinne eine nicht mehr so bedeu-

tende Stellung ein. Eine Folge davon war, dass Ehen nun vermehrt aus Liebe und nicht aus Zweckrationalität geschlossen wurden. Dadurch, dass die Arbeitssphäre aus der Familie ausgegliedert war, wandelte sich das Bild der bürgerlichen Familie von einer Produktionsgemeinschaft hin zu einer Freizeitgemeinschaft, in der materielle und immaterielle Güter konsumiert wurden.

Doch die bürgerliche Frau des 19. Jahrhunderts stieg nun keineswegs, so wie es heute üblich ist, in die Arbeitswelt ein. Stattdessen blieb sie zu Hause und bekam die Rolle der klugen Hausfrau, liebevollen Mutter und fürsorglichen Gattin zugeschrieben. Die ökonomische Abhängigkeit vom Mann blieb dabei bestehen, auch in Sachen Selbstverwirklichung wurde die Frau dem Manne hinten angestellt, ihre Eigenverantwortlichkeit beschränkte sich nur auf die häusliche Sphäre. So bestand die Hauptaufgabe der Frau auch darin, für ihren Mann die häusliche Umgebung und Freizeit so angenehm wie möglich zu gestalten und ihm eine anspruchsvolle und kurzweilige Gesprächs- und Freizeitpartnerin zu sein.¹⁸⁴

Ihre „weiblichen“ Eigenschaften wie Gefühl, Opfermut, Hingabe und Duldung wurden dabei weithin als wichtiger, geradezu konstituierender Faktor der Gesellschaft angesehen.¹⁸⁵ Und so kam es, dass man im Bürgertum nicht nur für die Söhne eine bestmögliche Ausbildung zur Vorbereitung auf die Arbeitssphäre wünschte, sondern auch für die Töchter eine bestmögliche Ausbildung für die Haus- und Familiensphäre. Dies sollte zudem dazu dienen, später einmal eine möglichst gute „Partie“ zu machen.¹⁸⁶

So kamen nach und nach private Mädchenschulen auf, die neben dem Pflichtpensum der Volksschulen noch hausfrauliche Dinge wie z. B. Handarbeit lehrten. Dazu wurden sprachlich-literarische Fähigkeiten im Deutschen, musische Kenntnisse sowie im Idealfalle Französisch und Englisch gelehrt.¹⁸⁷ Auch die Höhere Töchterschule in Bad Oeynhausen war nach diesem Muster konzipiert.¹⁸⁸ Die Leiterin, Frieda Viering, erklärte bezeichnenderweise bei der Eröffnungsfeier: „Vor allen Dingen aber wollen wir Mädchen erziehen mit Tugenden und Eigenschaften einer deutschen Hausfrau. Denn die deutsche Hausfrau mit deutscher Zucht und Sitte, mit deutscher Treue und deutschem Glauben ist in unserer aufgeklärten Zeit seit Jahrhunderten immer noch etwas Köstliches im Kulturleben unseres Volkes.“¹⁸⁹

Mit dem Besuch einer Höheren Mädchenschule grenzte man sich sozial eindeutig nach unten ab: Schichten unterhalb des Bürgertums, aber auch viele kleinbürgerliche Familien konnten wegen des zu zahlenden Schulgeldes ihrer Tochter solch eine Ausbildung nicht ermöglichen.¹⁹⁰ Der Staat maß diesen Mädchenschulen weitaus weniger Aufmerksamkeit als den Schulen für Jungen bei, blieb den Frauen der Eintritt in staatliche und öffentliche Ämter in der Regel doch verschlossen. Daher waren höhere Mädchenschulen in den meisten Fällen rein privater Natur, fanden aber dennoch bis zur Jahrhundertwen-

de eine immer weitere Verbreitung. So wurde es bei den Teilen des Bürgertums, die der Tochter keine Privatlehrerin ermöglichen konnten, zur Selbstverständlichkeit, sie auf solch eine Schule zu schicken.¹⁹¹

Um die Jahrhundertwende erfuhr das System höhere Mädchenbildung einen gewissen inhaltlichen und institutionellen Wandel, der sie etwas näher an die Jungenbildung brachte. Bürgerliche Interessengruppen hatten schon seit längerem die Zulassung von Frauen zu Abitur und Studium gefordert, damit diese, wenn sie den Lehrerinnenberuf ergreifen wollten, eine Ausbildung erhalten konnten, die der ihrer männlichen Kollegen ebenbürtig war.¹⁹² So erhoffte man sich gleiche Chancen auf Anstellung bei den Mädchenschulen und eine gleichwertige Besoldung. Der Lehrerinnenberuf stellte nämlich einen Weg für Frauen dar, bis zu ihrer Heirat ein finanziell relativ gesichertes Auskommen zu haben und war, wenn sich diese nicht ergab, eine Existenzsicherung bis ins Alter. Mit der Neuordnung des Mädchenschulwesens im Jahre 1908 kam der Staat diesen Forderungen ein wenig entgegen, Mädchen konnten das Abitur ablegen und Frauen wurden sogar unter großen Einschränkungen zu gewissen Studiengängen zugelassen.¹⁹³ An dieser Stelle hörten die meisten der Emanzipationsbestrebungen jedoch auf: Bis auf wenige Ausnahmen hatte keiner der Interessenverbände eine Revision der klassischen Frauenrolle im Sinn. Und so stieg die Zahl der studierenden Frauen zunächst nur langsam. Grundsätzliche Umbrüche geschahen sowieso nicht: Nach wie vor blieb die Frau in der Regel ans Haus gebunden und hörte mit der Heirat auf zu arbeiten.¹⁹⁴

2. Schultypen

Erst seit den 1870er Jahren begann man bei der höheren Mädchenbildung zwischen mittlerer und höherer Mädchenbildung zu unterscheiden. Höhere Mädchenschulen – unter diese Kategorie fiel auch die Höhere Töchterschule in Bad Oeynhausen bis zur Neuordnung des Mädchenschulwesens in Preußen im Jahre 1908¹⁹⁵ – beinhalteten demnach Französisch und Englisch und gingen über neun oder zehn Jahre, Mittelschulen für Mädchen waren all jene Schulen, die diese Voraussetzungen nicht erfüllten und dabei in der Regel nur eine Fremdsprache lehrten. Je nach lokaler Gegebenheit traten die Schülerinnen ihre Schulpflicht gleich auf einer der beiden Schulen an oder besuchten zunächst die ersten drei Jahre der Volksschule.

Die Unterscheidung zwischen mittlerer und höherer Bildung fand auch ihren Niederschlag in den staatlich konzipierten Bestimmungen über das Mädchenschulwesen in Preußen von 1894. Diese waren zwar für die zumeist privaten und kommunalen Mädchenschulen nicht bindend, wurden jedoch in der Regel als Richtlinie verwandt.¹⁹⁶ Dennoch blieben die Übergänge fließend. Erst mit der Neuordnung des Mädchenschulwesens in Preußen 1908 geschah eine grundlegende, bindende Normierung der Mädchenbildung. Mit dieser Normierung wur-

den zusätzlich verschiedene neue Schultypen geschaffen, die nach Abschluss der Höheren Mädchenschule besucht werden konnten und die zur Ausbildung von Lehrerinnen oder zur Vorbereitung auf ein Studium dienten.¹⁹⁷ Da dies jedoch erst nach der Einrichtung der Höheren Töchterschule in Bad Oeynhausen geschah, kann an dieser Stelle nicht näher darauf eingegangen werden.

3. Höhere Mädchenbildung in Bad Oeynhausen

Seit 1858 gab es Stätten der höheren Mädchenbildung in Bad Oeynhausen.¹⁹⁸ In diesem Jahr wurde aus privater Initiative eine Mädchenschule gegründet, die einen über das Volksschulpensum hinausgehenden Unterricht beinhaltete und zusätzlich eine weiterführende Klasse anbot, in die Schülerinnen eintraten, die nach Abschluss der regulären Klassen zu Lehrerinnen ausgebildet werden wollten. Diese Schule bot außerdem ein Pensionat für Kinder aus entfernten Gegenden an. Sie schien einen guten Ruf gehabt zu haben, da sie recht stark frequentiert war und auch viele ausländische Mädchen dieses Bildungsangebot wahrnahmen.¹⁹⁹ Ihre Besucherzahl wuchs mit dem Anwachsen der Stadt.²⁰⁰ Je nach Quelle wurde 1873 oder 1875 noch eine zweite private Töchterschule errichtet,²⁰¹ die zunächst von einigen reichen Oeynhausener Bürgern finanziert wurde. Warum diesen die erste Schule nicht genügte, lässt sich nicht ermitteln, genauso wenig, wie stark die neue Schule frequentiert wurde. Auch hier wurde ein Pensionat eingerichtet. Die beiden Schulen wurden aufgegeben, nachdem 1882 eine gehobene Mädchenabteilung an der evangelischen Bürgerschule eröffnet wurde. Den Ausführungen der Schulchronik zufolge entsprach der Unterricht in der gehobenen Mädchenabteilung den typischen pädagogischen Zielen der höheren Mädchenbildung.²⁰² 1893 wurde dann die Höhere Stadtschule eingerichtet. Die gehobene Mädchenabteilung der evangelischen Bürgerschule gehörte nun dieser Schule an. Sie entsprach lose der vierten bis siebten Klasse einer neunstufigen Höheren Mädchenschule, wie sie 1894 definiert worden war.²⁰³

Ein Jahr zuvor war zudem eine weitere Mädchenschule in Bad Oeynhausen geschaffen worden: das so genannte „Marienheim“. Hierbei handelte es sich um eine Privatschule mit Pensionat unter Patronage der berühmten christlichen Stiftung Bethel in Bielefeld. Auch ihr Unterricht entsprach den typischen Lernzielen Höherer Mädchenschulen, jedoch mit einer etwas stärkeren christlichen Konnotation. Es gab zwei Jahre länger Unterricht als an der Höheren Stadtschule. Um eine Abwanderung von dieser zu verhindern, durften Oeynhausener Schülerinnen das Marienheim nur in diesen beiden obersten Klassen (der achten und neunten Klasse) besuchen, in denen man auf den Lehrerinnenberuf vorbereitet wurde. Der Großteil der Schülerinnen bestand daher aus Auswärtigen, auch wenn diejenigen aus Bad Oeynhausen in den oberen beiden Klassen zahlenmäßig immer mehr zunahmen.

Im Frühling des Jahres 1906 wurde diese Schule plötzlich aufgegeben. Der Grund waren gesundheitliche Probleme der Leiterin, die keinen Ersatz für ihre Stelle gefunden hatte, der in ihren Augen geeignet gewesen wäre. Nun aber waren die Oeynhausener der Möglichkeit beraubt, ihren Töchtern eine vollständige neunjährige „weibliche“ Ausbildung und die Vorbereitung auf den Lehrerinnenberuf zukommen zu lassen.²⁰⁴ Dies führte dann dazu, dass man beschloss, als man die Einrichtung des Progymnasiums erwirken wollte, die gehobene Mädchenabteilung der Höheren Stadtschule um die fehlenden zwei oberen Klassen zu erweitern und daraus eine eigenständige Schule, die Höhere Töchterschule, zu schaffen. Diese hätte auch dann entstehen sollen, wenn von offizieller Seite die Einrichtung des Progymnasiums abgelehnt worden wäre.²⁰⁵

4. Die Höhere Töchterschule und der Bildungsbedarf der Oeynhausener Bürger

Die Oeynhausener wünschten sich nicht nur für ihre Söhne die bestmögliche Bildung, sondern auch für ihre Töchter. Dies zeigt sich darin, dass in den Anfängen der Stadtgeschichte Mädchenbildung auf private Initiative entstand und sich mit dem Wachsen der Stadt immer weiterentwickelte. Besonders wird die Wertschätzung weiblicher Bildung aber in der Tatsache deutlich, dass man die Höhere Töchterschule auf jeden Fall einrichten und von der Höheren Stadtschule abzweigen wollte – auch wenn eine offizielle Genehmigung für die Schaffung eines Progymnasiums ausbleiben sollte.

Man kann an vielen Beispielen erkennen, dass die Bildung der Töchter der Bildung der Söhne gegenüber in der bürgerlichen Gesellschaft der Jahrhundertwende einen geringeren Stellenwert einnahm:²⁰⁶ Sie diente primär der Gesinnungsformung, was im materiell-existenziellen Sinne weniger bedeutend war, da sie so in der Regel nicht als Eintrittsschleuse in die Berufswelt diente, auch wenn eine hohe Bildung die Chancen der Tochter auf dem Heiratsmarkt erhöhten. Höhere Mädchenbildung stellte also zumindest tendenziell einen Bildungsluxus dar. Wenn nun eine Stadt für solch eine Bildung ihrer Töchter sorgte, dann spricht dies auch dafür, dass es dort eine hohe Wertschätzung von Bildung im Allgemeinen gab und damit auch ein entsprechendes Bildungsbedürfnis vorhanden war.

■ V. Schlussbetrachtung

Die Petition der Oeynhausener Bürgerschaft vom Sommer 1904 ist ein Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse im Bad Oeynhausen der Jahrhundertwende. Innerhalb weniger Jahrzehnte war die Stadt von einer Ansammlung von Gehöften zu einer vorwiegend überregional aber auch international bekannten Kurstadt mit einer äußerst großen bürgerlichen Bevölkerungs-

mehrheit angewachsen. Damit dürfte in der Stadt auch eine besonders bürgerliche Mentalität vorgeherrscht haben. Weil diese ja in ihren wichtigsten Grundzügen sowohl vom Bildungs- als auch vom Besitz- und Kleinbürgertum geteilt wurde, kommt der Frage nach den Anteilen dieser drei Gruppen am Gesamtbürgertum Oeynhausens dabei nur ein sekundärer Rang zu. Einer jener Grundzüge, vielleicht der bedeutendste, war das Ethos des Aufstiegs – und gesellschaftlicher sowie finanzieller Aufstieg waren untrennbar mit dem Erwerb von möglichst hohen Bildungspatenten verbunden. So ist es nur verständlich, dass in einer „boomenden“ bürgerlichen Stadt wie Bad Oeynhausen irgendwann der Ruf nach einer eigenen höheren Schule laut wurde.

In diesem Zusammenhang ist besonders der Niedergang der Höheren Stadtschule von Interesse. Das dortige Frankfurter System ermöglichte zwar eine breitere Wahlmöglichkeit an Bildungsinhalten, doch besaß es zur damaligen Zeit offenbar weniger Akzeptanz als ein eindeutig gymnasiales System. Dass die Oeynhausener das Frankfurter System ablehnten und dass sie bei der Wahl des neuen Schultyps unter anderem dem Rat eines Schulbeamten folgten, der dem gymnasialen Typ die höchste Reputation bescheinigte, zeigt, dass sie primär an Aufstiegschancen und eher sekundär an Bildungsinhalten Interesse hatten. Um diese Aufstiegschancen zu realisieren, war die Bürgerschaft sogar bereit, das neue Progymnasium auf eigene Kosten, d. h. durch den kommunalen Etat zu finanzieren.

Die Tatsache, dass man in diesem Zusammenhang kein vollberechtigtes Gymnasium verlangte, drückt jedoch keinesfalls ein abgeschwächtes oder unvollständig ausgebildetes Bildungsbedürfnis aus. Die Stadt war einfach (noch) zu klein, als das solch eine Schule im Rahmen des Möglichen gelegen hätte. Wie stark das Bildungsbedürfnis der Oeynhausener ausgeprägt war, kann man allein schon daran sehen, dass sie nicht nur für ihre Söhne, sondern auch für ihre Töchter die bestmögliche Bildung wollten. Denn diese bekamen auch eine eigene höhere Schule, die ebenfalls städtisch finanziert wurde und für die sogar eigens ein neues Gebäude errichtet wurde.

Das Besondere am Bad Oeynhausen der Jahrhundertwende war, dass diese Kleinstadt mit dem Kurbetrieb einen Einflussfaktor auf die Mentalität der Einwohner besaß, der anderen Städten vergleichbarer Größe fehlte. Die regelmäßigen hochkulturellen Veranstaltungen, die damit verbunden waren und auch stets in einem verhältnismäßig opulenten Rahmen stattfanden, ermöglichten den Einwohnern die kostengünstige Teilhabe an den „höheren Sphären“ der bürgerlichen Kultur. Und gerade das Ideal einer möglichst hohen Bildung war ein selbstverständlicher Bestandteil davon. Dieses Ideal war auch untrennbar mit dem Lebensstil der Kurgäste verbunden, die durchschnittlich sowohl sozial als auch ökonomisch bessergestellt waren als die Einwohner der Badestadt. Dass die Oeynhausener ständig mit ihnen in Berührung kamen, dürfte dabei

den Umstand deutlich verstärkt haben, dass Bildung nicht nur ideelles Ziel, sondern mindestens genauso eine handfeste Verheißung auf bessere ökonomische Lebensumstände war.

Der Boom, den die Stadt seit den 1890er Jahren nicht nur bei den Kurgastzahlen, sondern in allen Bereichen erlebte, stellte für den Aufstiegswillen der Oeynhausener einen besonders zuträglichen Rahmen dar. Er beförderte ihr Verlangen nach einer Schule, die dem Status der aufstrebenden Badestadt und damit auch ihrem eigenen angemessen war. Die Gunst der Hohenzollern, in der die Stadt sich wännen konnte, dürfte diesen Umstand noch verstärkt haben.

Abschließend lässt sich also sagen, dass Bad Oeynhausen ein aussagekräftiges Beispiel dafür ist, dass im Kaiserreich immer dort, wo sich eine ausreichend bürgerliche Stadtstruktur entwickelte, auch ein Bedürfnis nach höherer Bildung entstand. Im Falle Bad Oeynhausens zeigt sich außerdem, dass dieses Bedürfnis noch verstärkt wurde, wenn die Lebensumgebung der Bürger eine Kurstadt war.

Anhang

Abschrift der Petition der Bad Oeynhausener Einwohner von 1904

[aus STA MS, PSK MS Nr. 5092; die Schreibweisen der Namen weichen z. T. von denen im Adressbuch von 1906 ab.]

Bad Oeynhausen, den 22. Juli 1904

Petition

an den Magistrat und das Stadtverordneten-Kollegium zu Oeynhausen

In Sachen des Ausbaues der Höheren Stadtschule zum vollberechtigten Progymnasium

Seit dem Bestehen der nunmehr vor zehn Jahren ins Leben gerufenen Höheren Stadtschule krankt dieselbe am meisten und fast ausschließlich an dem fortwährenden Wechsel, der fast in jedem Jahre mehrere Male in dem Lehrerkollegium der Anstalt eintritt. Nachdem erst zu Michaelis ein solcher stattgefunden hat, steht zu Ostern ein neuer bevor durch den Abgang des wissenschaftlichen Lehrers Dr. Eberhard, der zu gedachtem Termin einem Rufe als Oberlehrer nach Hannover Folge leisten wird, dessen Abgang aber der Verlust eines tüchtigen und fleißigen Lehrers bedeutet, der sich im Fluge die Liebe und Verehrung aller seiner Schüler zu erwerben verstanden hat.

Zu Erwägung der Tatsachen:

1. daß diese fortwährende Veränderung der Lehrkräfte einen gedeihlichen Unterricht der Zöglinge der höheren Lehranstalt erfahrungsmäßig in ernsthafter Weise gefährdet;
2. daß eine Abhilfe dagegen nur in dem Ausbau der Schule zum Progymnasium, das zur Ausstellung des Einjährig-freiwilligen-Militärscheins berechtigt ist, geschaffen werden kann, da allein eine solche Anstalt in Anbetracht sowohl ihres Charakters als auch der finanziellen Besserstellung ihrer Lehrkräfte die letzteren dauernd unserer Stadt erhalten wird;
3. daß selbst finanzielle Opfer, welche durch den Ausbau der Schule benötigt werden, in keinem Verhältnisse zu der Schädigung stehen, die unsere Jugend in Sachen ihrer wissenschaftlichen Ausbildung jetzt fortwährend aus oben gedachten Grunde ausgesetzt ist;
4. daß überdies voraussichtlich die infolge des Ausbaues der Schule entstehenden Mehrkosten des Stadtsäckels durch vermehrten Zuzug von wohlhabenden Familien mit schulpflichtigen Kindern und ebenso von auswärtigen Schülern, die in hiesiger Stadt behufs Besuches des Progymnasiums als Pensionäre ihren Aufenthalt nehmen dürften, wieder ausgeglichen werden;
5. daß unsere Nachbarstädte Bünde und Lübbecke gleichfalls z. Z. den Ausbau ihrer höheren Schulen mit allen Kräften erstreben, dann aber, wenn diese ihr Ziel erreicht haben, für Oeynhausen auf lange Zeit, wenn nicht gar für immer, die Möglichkeit einer der Bedeutung des Badeortes und der Zusammensetzung seiner Bürgerschaft entsprechenden Gesundung seiner höheren Schulverhältnisse abgeschnitten ist:

sind die ergebenst Unterzeichneten zu der Überzeugung gekommen, daß der Ausbau der Höheren Stadtschule zum vollberechtigten Progymnasium auf Kosten der Stadt ein unaufschiebbares Bedürfnis ist, und bitten wir daher dringend die beiden städtischen Behörden, die Lösung dieser brennenden Frage wohlwollend erwägen und dem derzeitigen unhaltbaren Zustande ein Ende machen zu wollen.

[Unterschriften:]

Heinr. Hohnhold (Kaufmann)
Frau Rechtsanwält Bernau
Aug. Schröder (Malermeister)
G. Frank (Schlachtermeister)
Frau Oberstleutnant Sängers
A. Geers (Rentner)
Frau A. Kanzler (Witwe)
A. Grübbel (Gastwirt)
Rob. Lindner (Rentner)
A. Storch (Witwe)

Oberlandmesser Deist
Major a. D. Meinshausen
" Künzel
B. Staas (Obergärtner)
C. Kolberg (Photograf)
Herm. Gerdsmeier (Kaufmann)
F. C. Maes (Fabrikant)
Emil Scheffer (Bankier)
Herm. Priester (Kaufmann)
Ernst Niemeyer (Uhrmacher)

Otto Rüdenberg (Kaufmann)
 Julius Krutmeyer (Fabrikant)
 E. Ottensmeyer (Landwirt)
 Th. Nagel (Fabrikdirektor)
 M. G. Meyer (Rentner)
 S. Hauser (Zahntechniker)
 G. Wulf (Gerichtsssekretär)
 R. Eichberg (Hauptlehrer a. D.)
 Ernst Röthemeyer Sielstr. 6 (Kaufmann)
 Ernst Behn (Kaufmann)
 F. Wahle (Postsekretär)
 Carl Koch (Mühlenbesitzer)
 O. Schürmeyer Sielstr. 1 (Gärtner)
 K. Reitemeyer Lindenstr. (Lehrer)
 F. Böttger (Lehrer)
 A. Stüber (Landmesser)
 H. Knollmann Karlstr. (Schuhmachermeister)
 L. Dreves (Sattlermeister)
 W. Blesse (Schneidermeister)
 Matthes (Postdirektor)
 von Eisenhart-Rothe (Oberleutnant a. D.)
 W. Pfannenschmidt (Kurhaus)
 Th. Droste (Möbelfabrikant)
 Sielken (Architekt)
 Kupfender (Hauptmann a. D.)
 Dette (Forstsekretär)
 Dr. Aly (Arzt)
 Meyer (Rechtsanwalt)
 Dr. Kann (Arzt)
 Otto Severin (Buchhalter)
 Ley (Justizrat)
 Frau J. Scheller
 Brüggemann (Amtsrichter)
 Faulenbach (Katasterkontrolleur a. D.)
 Mestwerdt (Oberst a. D.)
 Kretschmer (Steuerinspektor)
 Vitz (Major a. D.)
 J. Hahne (Zimmermeister)
 Dr. H. Koch (Arzt)
 Dr. Reckmann (Arzt)
 Fritz Brune (Kaufmann)
 Carl Schmidt (Möbelfabrikant)
 H. Stickdorn (Gastwirt)
 Schneider (Ingenieur)
 Mohnke (Obersekretär)
 Stange (Orthopäde)
 Lübke (Maurermeister)
 Frau Franz Schaeffer (Kaufmann)
 Pfennigsdorf (Gerichtsassistent)
 A. Finselbach (Bäckermeister)
 O. Kadatz (Sattlermeister)
 H. Bornemann (Kaufmann)
 Aug. Lütkemeyer (Schuhmachermeister)
 Frll. Priess (Rentier)
 H. Helmecke (Kaufmann)
 Stedler (Rentier)
 K. Diekmann (Schuhmachermeister)
 v. Stiften (Lehrer)

Drenkhahn (Rentier)
 Hih. [?] Schaefer (Fabrikant)
 F. Borchert (Schorn[stein]fegermeister)
 H. Meyer (Schneidermeister)
 Gustav Heinecke (Bäckermeister a. D.)
 H. Flocken (Ingenieur)
 Fritz Schröder
 K. Helming (Wagenbauer)
 Krah
 F. Grotefeld (Schneider)
 W. Warmann (Malermmeister)
 Sternberg (Gerichtsassessor)
 O. Bernhardt (Schlachtermeister)
 W. Kügler (Reg.Baumeister)
 Haeussler (Badebeamter)
 E. Gerdmeyer (Bäckermeister)
 C. Rietzker (Rentner)
 F. Wienecke (Zahlmeister a. D.)
 H. Böhmer (Stadtkassensekretär)
 Hubrich (Gerichtsvollzieher)
 Julius Krutmeyer (Fabrikant)
 W. Rabe (Agent)
 Verhey (Agent)
 Paul Henry (Drogengeschäft)
 Schulzen (Generalmajor a. D.)
 Waense [verschrieben für: Wacup] (Lehrer)
 A. Stickdorn (Schneidermeister)
 Frau Aug. Neuenhaus (Witwe)
 Frau Hilgenstock (Witwe)
 Frau Joh. Rockenfeller (Witwe)
 Georg Pauk (Kaufmann)
 Frau Ww. Dienemann
 Jul. Sander (Barbier)
 H. Hackel (Kaufmann)
 Aug. Pflügge (Kontrollbeamter)
 W. Vieting (Rentner)
 Emil Frank (Kaufmann)
 Erich Kügler (Zahntechniker)
 Friedr. Fürhoff (Pelz-Hutgeschäft)
 G. Ohlrogge (Kaufmann)
 W. Voltmann (Kaufmann)
 Gustav Funte (Kaufmann)
 Frau W. Frank (Witwe)
 Frau Helene Wagner
 W. Gieseke (Hotelier)
 Carl Friedrichs (Schuhmachermeister)
 Aug. Veh (Goldarbeiter)
 Louis Müller (Schlossermeister)
 L. Baudorff (Rentner)
 G. Kusch (Rentier)
 E. Hennjes (Rentier)
 K. Ludewig (Kaufmann)
 C. Rathert (Rentner)
 F. Herber (Hotel Vogler)
 Dr. Julius Weis[s] (Apotheker)
 Carl Starke (Uhrmacher)
 Dr. Huchzermeyer (Sanitätsrat)
 Max Römer (Gastwirt)

E. Hülsbruch (Ingenieur a. D.)
 E. Jacobi (Rentner)
 G. A. Frotscher (Cigarrenfabrikant)
 Carl Nienaber (Agent)
 Fritz Ottensmeyer
 L. Mönnig (Rentner)
 Aug. Fuchs (Schlossermeister)
 Fr. Brüggenwert (Kaufmann)
 Dr. Füchtenbusch (Arzt)
 Heinr. Flügge (Masseur)
 Heinr. Kaase (Schneidermeister)
 W. B. Wähling (Naturarzt)
 L. Stark (Sparkassenbeamter)
 H. W. Völker (Kaufmann)
 M. Hahn (Rentner)
 Oscar Fritzsche (Hotel Viktoria)
 W. A. Lindner (Cigarrenfabrikant)
 Dr. Voigt (Arzt)
 H. Ottensmeyer
 E. Raue (Fabrikdirektor)
 J. H. Ottensmeyer (Landwirt)
 L. Lingemann jun. (Kaufmann)
 W. Beumer (Holzhändler)
 G. Iburg (Glasermeister)
 Paul Hoffmann (Schlachtermeister)
 W. König (Kaufmann)

Chr. Volkmann (Zimmermeister)
 E. Ottemeyer (Agent)
 M. Küster (Direktor des Wasserwerks)
 F. Nolteernsting (Landwirt)
 Aug. Thies (Tischlermeister)
 Reinh. Kuba (Direktor der Gasanstalt)
 Aug. Heydemeyer (Klempnermeister)
 Paul König (Maurermeister)
 Otto Schmidt (Tischlermeister)
 F. Ehlers (Steinmetzmeister)
 F. Rodenberg (Kaufmann)
 Th. Edelmann (Zimmermeister)
 Paul Irmer (Maschinenfabrikant)
 Fritz Schäffer (Kaufmann)
 H. Paulsmeyer
 Dr. Lembke (Arzt)
 Fr. Schulte (Druckereibesitzer)
 C. Jürgensmeier (Schuhmachermeister)
 Dr. Heilmann (Arzt)
 Otto Seinecke (Schuhmachermeister)
 Henke (Tierarzt)
 Dr. Bastert (Arzt)
 Aug. Meyer
 A. Carol
 W. Klink (Barbier)

Anmerkungen

- 1 Den amtlichen Zusatz „Bad“ trug die Stadt Oeynhausen erst seit 1911. Im Folgenden wird dennoch von Bad Oeynhausen gesprochen.
- 2 STA MS, PSK MS Nr. 5076, o. S. Das Schreiben ist im Weiteren in Anlehnung an seinen Titel als „Denkschrift Zimmer-Wallis“ gekennzeichnet.
- 3 Bei der Stadtverordnetenversammlung handelte es sich um ein Verwaltungsgremium, deren Mitglieder über kommunale Gesetze und Regularien abstimmten. Der Magistrat bestand aus Bürgermeister, Schöffen und zweitem Bürgermeister bzw. Beigeordnetem und stellte das kommunale Repräsentativorgan dar. Vgl. Chronik 1860–1909, S. 163–175.
- 4 In STA MS, PSK MS Nr. 5092 ist nur eine Abschrift der Petition überliefert, die im Anhang dieses Beitrages ediert ist. Dort sind 187 Unterzeichner aufgelistet. Paul Baehr beziffert diese dagegen auf 191, möglicherweise fehlen in der Abschrift also Einträge. Chronik 1860–1909, S. 185.
- 5 STA MS, PSK MS Nr. 5092, o. S.
- 6 Höhere Bildung bezeichnet in dieser Arbeit alle Formen von Schulbildung bis zum Ende des Kaiserreichs, die über Volks- bzw. Bürgerschul- und Mittelschulniveau hinausgehen. Demnach werden hier zu den Institutionen höherer Jungenbildung alle gymnasialen, realschulischen und realgymnasialen Anstalten gezählt und zu den Institutionen höherer Mädchenbildung u.a. die Höheren Mädchenschulen.
- 7 STA MS, PSK MS Nr. 5076, o. S., beglaubigte Abschrift der Sitzung des Kuratoriums der Höheren Stadtschule vom 18. 6. 1905.
- 8 Chronik 1910–1972, S. 227ff.
- 9 Vgl. hierzu z. B. Wehler, Hans Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914. München 1995, S. 125.
- 10 Der Bildungsforscher Henning Kössler definiert Bildung als „Erwerb eines Systems moralisch erwünschter Einstellungen durch die Vermittlung und Aneignung von Wissen derart, dass Menschen im Bezugssystem ihrer geschichtlich-gesellschaftlichen Welt wählend, wertend und

- stellungnehmend ihren Standort definieren, Persönlichkeitsprofil bekommen und Lebens- und Handlungsorientierung gewinnen. Man kann stattdessen auch sagen, Bildung [bewirkt] Identität“. Kössler, Henning: Bildung und Identität. In: Ders. (Hrsg.): Identität. Fünf Vorträge. Erlangen 1989.
- 11 Kahl, Reinhard: Plädoyer für eine pädagogische Währungsreform. In: Ders. (Hrsg.): Treibhäuser der Zukunft. Wie in Deutschland Schulen gelingen. Weinheim und Basel 2004, S. 118.
 - 12 Zitiert nach dems. ebd.
 - 13 Wehler, S. 125.
 - 14 Kocka, Jürgen: Bürgertum und Sonderweg. In: Lundgreen, Peter: Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986–1997). Göttingen 2000, S. 105f.
 - 15 Hertling, Manfred: Bürgerliche Kultur – Bürgerlichkeit als kulturelles System. In: Lundgreen, Sozial- und Kulturgeschichte, S. 118f.
 - 16 Kocka, Jürgen: Das lange 19. Jahrhundert. Stuttgart 2001, S. 114–119. Auch Hertling, S. 336, sieht dies so.
 - 17 Vgl. Ziegler, Dieter: Das wirtschaftliche Großbürgertum. In: Lundgreen, Sozial- und Kulturgeschichte, S. 118. Zur Anziehungskraft der bürgerlichen Kultur auf andere Klassen vgl. auch Wehler, S. 138f.
 - 18 Ziegler, S. 124; Wehler, S. 125 und S. 130; Kocka, Das lange 19. Jahrhundert, S. 114ff.
 - 19 Paulsen, Friedrich: Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig 1906 (Aus Natur und Geisteswelt; 100), S. 188.
 - 20 Jürgen Kocka definiert „Klasse“ als Bezeichnung für eine gesellschaftliche Großgruppe, deren Angehörige die ökonomische Stellung und daraus folgend vielfach gleiche Interessen teilen, sich tendenziell auf dieser Grundlage als zusammengehörig begreifen und dementsprechend handeln. Dies tun sie, um sich gegen Angehörige anderer Klassen abzugrenzen. Wichtig hierbei ist, dass die durch die Marktstellung definierte Klassenlage nicht nur gemeinsame Interessen konstituiert, sondern aufgrund gemeinsamer Erfahrungen auch eine Klassenidentität entstehen lässt (geprägt durch klasseninterne Kommunikation, Gemeinsamkeitsempfinden und ähnliche Lebensführung), die zur Grundlage für gemeinsames Klassenhandeln werden kann (Kocka, Das lange 19. Jahrhundert, S. 98f.).
 - 21 Wehler, S. 130, Kocka, Das lange 19. Jahrhundert, S. 114ff.
 - 22 Kocka, Das lange 19. Jahrhundert, S. 114f.; Wehler, S. 113f.
 - 23 Wehler, S. 115f. So stammten viele „neue“ Unternehmer aus Beamtenfamilien, insbesondere aus der höheren akademischen Bürokratie, da der Kontakt zwischen Verwaltung und Industrie in Deutschland recht eng war. Zudem teilten sich auch freiberufliche Akademiker wie Ärzte, Architekten oder Rechtsanwälte dieselben gesellschaftlichen Verkehrskreise und verbrachten gemeinsam Zeit an einer höheren Schule. Dies alles führte zunehmend auch zu Heiraten zwischen Besitz- und Bildungsbürgertum. Nur bei den reichsten der arrivierten Großunternehmer gab es eher eine Orientierungstendenz in Richtung Adel (vgl. ders. S. 118–121 und Berg, Christa: Familie, Kindheit und Jugend. In: Berg, Christa (Hrsg.): Handbuch der Deutschen Bildungsgeschichte. Band IV: 1870–1918. Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. München 1991, S. 100f.).
 - 24 Wehler, S. 130, Kocka, Das lange 19. Jahrhundert, S. 114ff.
 - 25 Kocka, Das lange 19. Jahrhundert, S. 115. Bei Wehler, S. 712f. sind es 4–5 % Besitzbürgertum, max. 1 % Bildungsbürgertum und max. 9 % Kleinbürgertum.
 - 26 Berg, S. 105.
 - 27 Chronik 1860–1909, S. 246. Baehr liefert keine Zahl für das Jahr 1906, wohl aber für 1905 (3.891 Einwohner) und „Oktober 1907“ (4.312 Einwohner). Von 1890 (2.473 Einwohner) bis „Juli 1909“ (5.324 Einwohner) hatte sich die Einwohnerzahl mehr als verdoppelt.
 - 28 Für 264 Personen ist keine genaue Zuordnung möglich: Bei sehr wenigen gab es überhaupt keine Berufs- bzw. Statusbezeichnungen. Einige Personen tragen dort die Bezeichnung „Rentner“ oder „Rentiere“. Bei den meisten der nicht zuzuordnenden Personen handelt es sich jedoch um Witwen bzw. unverheiratete Frauen („Fräulein“). Die 264 Eintragungen entsprechen knapp 23 % aller verzeichneten Personen. Möglicherweise wird dort das anteilsmäßige Verhältnis zwischen den gesellschaftlichen Gruppen ähnlich sein wie bei den Personen, die eindeutig zugeordnet werden können. Vgl. Adressbuch für Bad Oeynhausen, Rehme, Dehme, Eidinghausen, Niederbecken, Volmerdingsen, Werste, Wulferdings, Melbergen, Depenbrock, Jöllenbeck, Bischofshagen, Ostseheidt. Bad Oeynhausen 1906.

- 29 Der Eintrag „Kaufmann“ sagt z. B. nichts darüber aus, ob die betreffende Person ein großes, gewinnbringendes Geschäft oder nur einen kleinen Krämerladen führte. Ebenso verhält es sich mit den „Vermietern“. Es ist unklar, ob diese eine große, luxuriös ausgestattete Pension besaßen oder nur ein paar Zimmer an Kurgäste vermieteten.
- 30 STA MS, PSK MS Nr. 5076, o. S.
- 31 Wehler, S. 137f.
- 32 Manfred Hertling definiert Kultur als „ein Geflecht von Bedeutungen, in denen Menschen ihre Erfahrungen interpretieren und als Katalog von Deutungskategorien, Regelsystemen und Wertsetzungen, nach denen sie ihr Handeln ausrichten“ (vgl. Hertling, S. 319f.).
- 33 Ullmann, Hans-Peter: Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918. Frankfurt am Main 2000, S. 119ff.
- 34 Stürmer, Michael: Das Ruhelose Reich. Deutschland 1866–1918. München 2004, S. 31ff.
- 35 Hertling, S. 324–327, Kocka, Das lange 19. Jahrhundert, S. 121.
- 36 Zum bürgerlichen Vereinswesens. z. B. Brookmann, Hartmut (Hrsg.): Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert. Göttingen 1972.
- 37 Hertling, S. 332.
- 38 Kocka, Das lange 19. Jahrhundert, S. 119 und S. 127.
- 39 Die ebenfalls im StadtA BO vorhandenen Taschenbücher „benachbarter“ Jahre sind inhaltlich nahezu identisch mit dem von 1906 und liefern keine anderen bzw. neuen Erkenntnisse.
- 40 Chronik 1860–1909, S. 280. Zudem gab es noch einige Interessenvereine, wie z. B. den „Deutschen Gruben- und Fabrikbeamtenverein, Zweigstelle Oeynhausen“, in dem wahrscheinlich Kur- und Salinenbeamte organisiert waren, oder den „Schlachtviehversicherungsverein“ für Schlachter usw. Die Auflistung der Vereine in Chronik 1860–1909 ist die einzige bekannte Quelle zu den Oeynhausener Vereinen des 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende.
- 41 Zu den Bauten des Kurparks vgl. Quaschny, Rico: Stadtführer Bad Oeynhausen. Stadtgeschichte – Streifzüge – Stadtteile. Bielefeld 2008 (Geschichte im unteren Werretal; 2), S. 31–52.
- 42 Bäder-Almanach. Mitteilungen der Bäder, Luftkurorte und Heilanstalten in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und den angrenzenden Gebieten für Aerzte und Heilbedürftige. 9. Ausg. Berlin 1904, S. 225; Chronik 1860–1909, S. 159 spricht von einem Kurorchester, das aus 54 Mann bestand. Verwunderlich ist hier der Umstand, dass im Adressbuch der Stadt nur sechs Personen als hauptberufliche Musiker, Schauspieler oder Künstler angeführt sind. Vielleicht ist dies dadurch zu erklären, dass der Kurbetrieb in der Wintersaison sehr schwach war (vgl. Bäder-Almanach, S. 225) und diese Künstler dann andernorts lebten und arbeiteten. Einen Hinweis in diese Richtung liefert Paul Baehr (Chronik 1860–1909, S. 159): Er spricht davon, dass „von 1883 ab“ die Mitglieder des Marburger Stadttheaters in Bad Oeynhausen spielten.
- 43 Chronik 1860–1909, S. 159.
- 44 Ebd., S. 137, S. 159 und S. 220. Der Oberpräsident der Provinz Westfalen, der einige Kurbäder in seinem Verwaltungsbereich hatte, sagte nach der Fertigstellung des neuen Kurhauses: „Das Oeynhausener Kurhaus ist das schönste, das ich je gesehen habe“ (vgl. ebd., S. 220).
- 45 Bad Oeynhausen war ein so genanntes „Staatsbad“, bei dem der eigentliche Kurbetrieb vom Staat finanziert und verwaltet wurde, diesem aber auch die damit verbundenen Einnahmen zugute kamen. Vgl. Baehr, Paul: Bad Oeynhausen und seine Umgegend. Ein Führer für Badegäste und Touristen. Bad Oeynhausen 1895, S. 47.
- 46 Dies kann man aus dem Adressbuch von 1906 schließen. Dort gibt es diverse Einträge zu Oeynhausenern, die in verschiedenen Positionen für das Staatsbad arbeiteten. So war z. B. der Badedirektor Morsbach, der den höchsten Posten der Badeverwaltung innehatte, auch Stadtverordneter.
- 47 Taschenbuch 1906, S. 67 und S. 73ff.
- 48 Schwarze, Johannes (Hrsg.): Bürgerbuch der Stadt Bad Oeynhausen. Sammlung der Ortsgesetze, Regulative und Polizei-Verordnungen. 2. Aufl. Bad Oeynhausen 1911, S. 6–11 und S. 103.
- 49 So gaben sich viele reiche Wirtschaftsbürger als Förderer der Kunst (Hertling 2000, 329) und bürgerliche Kunstvereine finanzierten Theater und Museen (Ziegler 2000, 123).
- 50 Bäder-Almanach, 225f.
- 51 Dies lässt sich aus den ab 1912 überlieferten Zeitungsbeständen des „Bad Oeynhausener Anzeiger und Tageblattes“ schließen.
- 52 1900 z. B. bei 3.356 Einwohnern 11.241 Kurgäste, 1907 bei 4.312 Einwohnern 16.450 Kurgäste (vgl. Chronik 1860–1909, S. 232 und S. 264).
- 53 Dies geht z. B. aus der Kurliste für die Zeit vom 17. bis 21. 6. 1898 hervor. Dort nennen bei der Kategorie „Hiesige Wohnung“ 41 % der Einträge Hotels und Pensionen, 59 % aber Privatadressen. Eine Einschätzung der Leistungsfähigkeit Bad Oeynhausens durch Bürgermeister Zimmer-Wallis

- nennt zudem Vermietung als Haupteinnahmequelle der Oeynhausener (STA MS, PSK MS Nr. 5076, o. D., aber im Zuge der Bitte um staatliche Patronage für das Progymnasium entstanden und damit vor der offiziellen Ablehnung vom 20. 12. 1902 und nach seiner Denkschrift aus dem Jahre 1901 zu datieren).
- 54 Aus einem Gutachten der Regierung in Minden: „Die Einwohner [...] verdanken aber zum weitaus größten Teile ihren Erwerb mittelbar oder unmittelbar (durch Zimmervermieten, Beköstigung, Gestellung und Lieferung gewerblicher Arbeiten, Verkauf von Gebrauchs- und Luxusartikeln) den Badegästen“ (STA MS, PSK MS Nr. 5076, o. S.).
- 55 So z. B. Bekleidungsgeschäfte, Apotheken, Schuhgeschäfte, ein Aussteuergeschäft, eine Wurstfabrik usw. (vgl. Taschenbuch 1906, passim).
- 56 Vgl. dazu Niess, Wolfgang; Lorenz, Sönke: Kult-Bäder und Bäderkultur in Baden-Württemberg. Filderstadt 2004, S. 127.
- 57 Eine Kur war auch ein willkommenes symbolisches Mittel zur Erlangung von Prestige, so z. B. wenn höhere Mittelschichten ihren sozialen Aufstieg demonstrieren oder vorbereiten wollten. Vgl. dazu Niess; Lorenz, S. 160.
- 58 Berg, S. 104.
- 59 Vgl. Bäder-Almanach, S. 225f. Detaillierte Preisangaben finden sich im Taschenbuch 1906, S. 67–71.
- 60 Niess; Lorenz, S. 126f. und S. 160.
- 61 Es finden sich in den Listen der Kurgäste keine Berufsbezeichnungen oder Titel neben den Namen. Die Kurlisten sind nur bis zum Jahre 1898 vorhanden, werden in dieser Arbeit jedoch wegen der zeitlichen Nähe zum Beginn des Werdungsprozesses von Progymnasium und Höherer Mädchenschule zu Rate gezogen. Vgl. Amtliche Kurlisten des Königlichen Bades Oeynhausen. Bad Oeynhausen 1898.
- 62 Niess; Lorenz 2004, S. 126f. und S. 160.
- 63 Vgl. Amtliche Kurlisten des Königlichen Bades Oeynhausen. Bad Oeynhausen 1898.
- 64 Niess; Lorenz 2004, S. 106. Dies war erst mit der Einführung der Sozialversicherung für diese Schichten möglich, und auch nur dann, wenn sie ernsthafte gesundheitliche Leiden vorzuweisen hatten. Vgl. Conze, Susanne; Irmak, Kenan Holger: „Heimath der Gelähmten“: Bad Oeynhausens Weg vom Heilbad zum Gesundheitsstandort. In: Abelshäuser, Werner (Hrsg.): Die etwas andere Industrialisierung. Studien zur Wirtschaftsgeschichte des Minden-Lübbecker Landes im 19. und 20. Jahrhundert. Essen 1999, S. 165.
- 65 Vgl. Bäder-Almanach, passim. „Auf den Punkt genau“ lässt sich Bad Oeynhausen leider nicht einordnen, da die angegebenen Variablen bei allen Kurorten nicht immer genau vergleichbar sind.
- 66 Amtliche Kurlisten des Königlichen Bades Oeynhausen. Bad Oeynhausen 1898 und Bäder-Almanach, S. 226.
- 67 Chronik 1860–1909, S. 137, S. 159 und S. 220.
- 68 Mann, Thomas: Die Buddenbrooks. Berlin 1922, S. 391.
- 69 Conze; Irmak, S. 165.
- 70 Chronik 1860–1909, S. 152f.
- 71 Bäder-Almanach, S. 226.
- 72 Conze; Irmak, S. 165.
- 73 Conze; Irmak, S. 165f., gehen davon aus, dass im Jahre 1900 600 Personen auf Kosten der Sozialversicherung nach Bad Oeynhausen gegangen sind; 1903 habe „der Anteil derjenigen, die unentgeltlich oder ermäßigt badeten, fast 40 Prozent“ aller Kurgäste betragen und dieser Trend habe sich fortgesetzt. Aus mehreren Gründen erscheint diese Angabe sehr fragwürdig! Conze und Irmak berücksichtigen keine einzige schriftliche Quelle aus dem Stadtarchiv Bad Oeynhausen. Diese zeugen aber von einem regelrechten Boom seit der Jahrhundertwende und erwähnen mit keinem Wort ein Überhandnehmen armer Schichten, was eine Verdrängung der zahlungskräftigen Stammklientel und damit einen wirtschaftlichen Niedergang Bad Oeynhausens bedeutet hätte.
- 74 Der Soziologe Pierre Bourdieu hat sich 1979 in seinem vielbeachteten Werk „Die feinen Unterschiede“ unter anderem sehr ausführlich damit beschäftigt, wie sich niedriger situierte Gesellschaftsschichten an Einstellungen, Lebensstilen und am Habitus höher gestellter Gesellschaftsschichten orientieren, wenn diese vermehrt in ihren sozialen Raum eindringen und mit ihnen interagieren. Aus Platzgründen kann hier jedoch nicht näher auf seine umfangreichen Erkenntnisse eingegangen werden. Vgl. dazu Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982.
- 75 Bürgermeister Zimmer-Wallis hatte den Wunsch, möglichst viele Kurgäste als dauerhafte Einwoh-

- ner zu gewinnen: „Dieses ist aber nur in dem Falle möglich, daß sie [...] Gelegenheit haben, ihren Kindern auf einer höheren Bildungsanstalt die gymnasiale Erziehung zu theil werden zu lassen“ (STA MS, PSK MS Nr. 5076, Denkschrift Zimmer-Wallis, S. 30, Hervorhebung im Original).
- 76 StadtA BO, Sch 19 Nr. 40, S. 47.
- 77 Chronik 1860–1909, S. 184.
- 78 Vgl. STA MS, PSK MS Nr. 5092, o. S.
- 79 Ullmann, S. 119ff.
- 80 Offenbar erwarteten die Oeynhausener diesen „standesgemäßen“ Zuzug und planten ihn selbstverständlich mit ein. So gingen sie in ihrer Petition davon aus, dass die Mehrkosten, die ein Progymnasium dem Stadtsäckel abverlangen würde, „durch vermehrten Zuzug von wohlhabenden Familien mit schulpflichtigen Kindern [...] wieder ausgeglichen werden“ würden. Vgl. STA MS, PSK MS Nr. 5092.
- 81 Nachdem sie die Genehmigung für die Einrichtung von Progymnasium und Höherer Töchter-
schule erhalten hatte, hob die Stadt in ihrem Taschenbuch für Badegäste gleich in den ersten Zeilen des Kapitels „Die Stadt Bad Oeynhausen als dauernder Wohnsitz für Rentner und Gewerbetreibende“ die beiden Schuleinrichtungen als einen Grund zum Ansiedeln hervor (Taschenbuch für die Besucher des Königlichen Bades Oeynhausen und seiner Umgebung 1906. 11., neu bearb. u. verm. Auflage. Bad Oeynhausen 1906, S. 47).
- 82 Chronik 1860–1909, S. 264.
- 83 Da in diesen Jahren im jährlichen Schnitt nur 14,5 bis 15,5 % der deutschen Gesamtbevölkerung unter sechs Jahre alt waren (was bei den ca. 2.000 Neueinwohnern ungefähr 300 gewesen wären, [vgl. Berg, Christa; Hermann, Ulrich: Industriegesellschaft und Kulturkrise. Ambivalenzen der Epoche des Zweiten Deutschen Kaiserreichs 1870–1918. In: Berg, Christa (Hrsg.): Handbuch der Deutschen Bildungsgeschichte. Band IV, S. 34]) ist es unwahrscheinlich, dass es sich bei den Zugezogenen in der Mehrzahl um in Bad Oeynhausen Geborene handelte. Diese Vermutung erhärtet sich insofern, als z. B. sehr viele der Schülerinnen, die zwischen 1900 und 1909 in der Mädchenabteilung der Höheren Stadtschule bzw. in der Höheren Mädchenschule eingeschult wurden, nicht in Bad Oeynhausen geboren worden waren (vgl. StadtA BO, Sch 19 Nr. 45).
- 84 Vgl. Chronik 1860–1909, S. 234 und Chronik 1910–1972, S. 426.
- 85 Chronik 1860–1909, S. 232 und Chronik 1910–1972, S. 426.
- 86 Chronik 1860–1909, S. 251ff.
- 87 Ebd., S. 280f.
- 88 Es gibt nur eine Bestandsaufnahme der Oeynhausener Fabriken für das Jahr 1897 in Paul Baehrs Stadtchronik (S. 236). Demnach hatten ca. 530 Arbeiter bei 10 Fabriken eine Anstellung. Diese müssen zum allergrößten Teil in umliegenden Gemeinden gewohnt haben, da im Adressbuch von 1906 nur 107 Einträge zu Familienhäuptern bzw. Einzelstehenden aus Arbeiter- und Dienstbotenstand vorhanden sind, bei denen es sich wiederum längst nicht bei allen um Arbeiter handelte.
- 89 STA MS, PSK MS Nr. 5076, o. S.
- 90 Taschenbuch 1906, S. 53.
- 91 STA MS, PSK MS Nr. 5076, Denkschrift Zimmer-Wallis, S. 23; Chronik 1910–1972, S. 21.
- 92 Chronik 1860–1909, S. 285.
- 93 Ebd., S. 234f.
- 94 Taschenbuch 1906, S. 47: „Die Wohnungen sind gut und preiswert, haben – soweit sie für bemittelte Familien in Frage kommen – Wasser- und Kanalananschluss, Gaseinrichtung und vielfach auch Zentralheizung“.
- 95 Das Taschenbuch für Kurgäste wirbt an einigen Stellen ausdrücklich damit, vgl. z. B. Taschenbuch 1906, S. 9 und S. 51.
- 96 Mit dem Begriff Innenstadt bezeichnet man den Teil des heutigen Bad Oeynhausens, der die Fläche des in dieser Arbeit beschriebenen Bad Oeynhausens der Jahrhundertwende umfasste. Nach zwei Gebietsreformen ist das heutige Bad Oeynhausen flächenmäßig um einiges größer geworden. Vgl. Chronik 1973–1992, S. 11–15.
- 97 Chronik 1860–1909, S. 284.
- 98 Baehr, Paul: Bad Oeynhausen und seine Umgegend. Ein Führer für Badegäste und Touristen. Bad Oeynhausen 1895, S. 45.
- 99 1908 z. B. waren dies nur 2,7 % (417 von 15.369 Kurgästen, darunter 228 aus Russland, vgl. Chronik 1860–1909, S. 232f.), doch muss man bedenken, dass diese relativ niedrige Zahl sicherlich durch weite Anreisewege und die damit verbundene Kostspieligkeit bedingt war.
- 100 Bäder-Almanach, S. 225f.

- 101 „Es waren immer Freudentage, wenn es hieß: „Der König kommt“. Vgl. Chronik 1860–1909, S. 100.
- 102 Er wählte diesen Namen zu Ehren des Berghauptmanns Karl Freiherr von Oeynhausens, der sich um die Erschließung von Heilquellen verdient gemacht hatte. Vgl. ebd., S. 79.
- 103 Ebd., S. 97–100.
- 104 Zitiert nach Chronik 1860–1909, S. 101.
- 105 Ebd., S. 135. Hierbei handelte es sich um ein längliches Gebäude mit verandaartiger Überdachung, das Platz für etliche kleine Geschäfte mit Waren für Kurgäste bot.
- 106 Ebd., S. 161.
- 107 Ebd., S. 162.
- 108 Taschenbuch 1906, S. 51; StadtA BO, Sch 19 Nr. 40, S. 13. Dabei handelte es sich um die sog. „Farne-Villa“, die zum Bedauern vieler Oeynhausener Ende der 1960er Jahre abgerissen wurde.
- 109 Chronik 1860–1909, S. 169.
- 110 Vgl. den Beitrag von Philipp Demandt in diesem Band.
- 111 Stürmer, S. 49–64.
- 112 Wehler, S. 1205.
- 113 Hertling, S. 331–334; Paulsen, S. 124–127 und S. 130f.
- 114 Paulsen, S. 124–127.
- 115 Dabei wurde die abzuleistende Wehrpflichtzeit auf ein Jahr verkürzt. Nach diesem Dienst, bei dem der Rekrut Ausrüstung und Verpflegung selbst aufzubringen hatte, bekam er das Reserveoffizierspatent verliehen. Vgl. Lundgreen, S. 68.
- 116 Lundgreen, S. 72f.
- 117 Wehler, S. 1203.
- 118 Kraul, Margret: Das deutsche Gymnasium 1780–1980. Frankfurt am Main 1984, S. 79–114. Friedrich Paulsen, S. 119f., an dieser Stelle zum Bedeutungswachstum der Naturwissenschaften: „Die Wissenschaft ist hier unmittelbar zur Goldgrube geworden.“
- 119 Vgl. Lundgreen, S. 6 und S. 72f.; vgl. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 6., gänzlich Neubearb. u. verm. Aufl. 20 Bde. Leipzig und Wien 1902–1908. Bd. 16, S. 748f.
- 120 Für Medizin und Jura blieb weiterhin die Kenntnis des Lateinischen obligatorisch. Dafür wurden an den (Ober-)Realschulen Lateinkurse eingerichtet. Für Theologie wurde weiterhin das Griechische bzw. Hebräische verlangt, sodass nur Gymnasiasten Theologen werden konnten. Vgl. Paulsen, S. 137 und Wehler, S. 1203.
- 121 Kraul, S. 111–114 und Paulsen, S. 133. Im Kaiserreich gab es eine verwirrende Vielfalt an Schulformen und Schulbezeichnungen innerhalb dieser drei Kategorien. Da sich diese Schulformen jedoch von Aufbau und Lehrplan her jeweils nicht grundlegend unterschieden, wird hier auf eine ausführlichere Darstellung verzichtet (vgl. Lundgreen, S. 74).
- 122 Kraul, S. 79–114 und S. 117. Diese Berufsstände empfanden die Zulassung der Realschulen zur Abiturvergabe gar als eine „Minderung der Ehre und Würde des Standes“, allen voran die Ärzteschaft (Paulsen, S. 136).
- 123 Bad Oeynhausens war zu neun zehntel evangelisch, vgl. Chronik 1910–1972, S. 24.
- 124 Chronik 1860–1909, S. 180 und Chronik 1910–1972, S. 216.
- 125 Chronik 1860–1909, S. 180–192.
- 126 Fortbildungsschulen stellten den Versuch dar, die vorher der staatlichen Sphäre entzogenen Handwerkslehrlinge, die bei einem Meister lernten und lebten, unter die Aufsicht des Staates zu stellen und so einen Einfluss auf deren Gesinnung auszuüben. In Bad Oeynhausens wurde sie aus Eigeninitiative eingerichtet, über die genaueren Umstände sagen uns die Quellen nichts (vgl. Chronik 1860–1909, S. 190f. und S. 180ff.). Zur betrieblichen Berufsausbildung im Kaiserreich: Stratmann, Karlwilhelm: Betriebliche Berufsausbildung. Zu Fortbildungsschulen vgl. Harney, Klaus: Fortbildungsschulen, S. 380–388. Beide in: Berg, Christa (Hrsg.): Handbuch der Deutschen Bildungsgeschichte. Band IV. Das Statut der Oeynhausener Fortbildungsschule befindet sich in Schwarze, Johannes (Hrsg.): Oeynhausener Bürgerbuch. Sammlung der Ortsgesetze, Regulative und Polizeiverordnungen der Stadt Bad Oeynhausens. Bad Oeynhausens 1908, S. 52–57.
- 127 Vgl. Chronik 1860–1909, S. 182f. und S. 186, vgl. den Beitrag von Gertrud Lüdiger „Die Mädchenbildung an der evangelischen Bürgerschule und der Höheren Stadtschule 1882 bis 1907“ in diesem Band.
- 128 „Da die Anstalt immer nur als Vorschule für andere höhere Schulen anzusehen ist, ...“, vgl. ein Schreiben des Schulkuratoriums vom 18.4.1896 an die Königl. Regierung in Minden. STA MS, PSK MS Nr. 5091, o. S.

- 129 Chronik 1860–1909, 183. Vgl. zum Frankfurter System außerdem Kraul 1980, 106. Ein provisorischer Lehrplan der höheren Stadtschule von 1893/94, der an das Frankfurter System angelehnt ist, ist in STA MS, PSK MS Nr. 5091 enthalten.
- 130 Vgl. STA MS, PSK MS Nr. 5076, Denkschrift Zimmer-Wallis, S. 4.
- 131 STA MS, PSK MS Nr. 5076, Nachtrag von Zimmer-Wallis zu seiner Denkschrift, datiert auf den 5.3.1902.
- 132 Chronik 1860–1909, S. 187 und S. 264.
- 133 STA MS, PSK MS Nr. 5076, o. S.
- 134 Dies geht aus diversen Einträgen in STA MS, PSK MS Nr. 5076 hervor. Immer wieder ist hier von Oeynhausener Schülern die Rede, die in Minden oder aber vor allem in Herford aufs Gymnasium gingen. So findet sich hier z. B. ein Antwortschreiben des Gymnasiums in Herford an das Provinzialschulkollegium aus dem Jahre 1906, in dem der Verfasser von 20 Oeynhausener Schülern spricht, die bei der Einrichtung eines Progymnasiums in der Badestadt in Herford fehlen würden. Ein ähnliches Schreiben aus Minden spricht dagegen nur von zwei bzw. einem Schüler aus Bad Oeynhausen.
- 135 STA MS, PSK MS Nr. 5076, Denkschrift Zimmer-Wallis, S. 1–12, und STA MS, PSK MS Nr. 5076, Nachtrag von Zimmer-Wallis zu seiner Denkschrift, S. 3f.
- 136 STA MS, PSK MS Nr. 5076, Nachtrag von Zimmer-Wallis zu seiner Denkschrift, S. 3f.
- 137 Ebd. S. 11.
- 138 Dies kann man aus mehreren Einträgen der Petition von 1904 schließen. Dort steht unter anderem, dass „eine Abhilfe [...] nur in dem Ausbau der Schule zum Progymnasium, das zur Ausstellung des Einjährig-freiwillig-Militärscheins berechtigt ist, geschlossen werden kann, da allein eine solche Anstalt in Anbetracht sowohl ihres Charakters als auch der finanziellen Besserstellung ihrer Lehrkräfte die letzteren dauernd unserer Stadt erhalten wird.“ (STA MS, PSK MS Nr. 5092, o. S.).
- 139 STA MS, PSK MS Nr. 5076, Denkschrift Zimmer-Wallis, S. 2–14. Zimmer-Wallis spricht davon, dass zum Zeitpunkt der Verfassung seiner Denkschrift, also 1901, ein unterqualifizierter Lehrer beschäftigt wurde. Aufgrund der stetigen Fluktuation des Lehrpersonals ist nicht auszuschließen, dass dies auch in den Jahren davor der Fall war.
- 140 STA MS, PSK MS Nr. 5092, o. S.
- 141 StadtA BO, PK B/4, S. 104 und S. 199–201, sowie PK B/5 (o. S., Sitzung der Stadtverordnetenversammlung vom 1.4.1904).
- 142 Vgl. StadtA BO, PK B/5, o. S.
- 143 STA MS, PSK MS Nr. 5076, Denkschrift Zimmer-Wallis, S. 10f. In den verschiedenen Eintragungen in STA MS, PSK MS Nr. 5076 ist immer nur die Rede von Oeynhausener Schülern, die die Gymnasien in Herford und Minden besuchten, nie von welchen, die auf eine Realanstalt gingen. Am Gymnasium in Minden konnte man jedoch dank eines Kurssystems statt gymnasial auch real ausgebildet werden (vgl. Kraul, S. 118). Möglicherweise besuchten die weiter o. g. beiden Oeynhausener Schüler gerade deswegen das Mindener Gymnasium, da sie sonst vielleicht wie die anderen Schüler ihrer Heimatstadt auch nach Herford aufs Gymnasium gegangen wären.
- 144 Chronik 1860–1909, S. 255.
- 145 Kraul, S. 79–114.
- 146 Chronik 1860–1909, passim.
- 147 Es gab dort vier Richterstellen. Chronik 1860–1909, S. 246ff.
- 148 Ebd., S. 176–179.
- 149 Die Vermieter als eine Untergruppe des Oeynhausener Bürgertums sind bei dieser Rechnung nicht berücksichtigt. Das liegt daran, dass sie sich einerseits nicht eindeutig dem Kleinbürgertum oder dem Besitzbürgertum zuordnen lassen, welche Bildungsinhalten wahrscheinlich ein unterschiedliches Gewicht gaben. Andererseits erwähnt die Forschungsliteratur die Gruppe der Vermieter in keinem Zusammenhang mit Bildungsfragen. Da die Vermieter aber nur 7,2 Prozent der Eintragungen aus dem Adressbuch von 1906 ausmachen, die sich eindeutig zuordnen lassen, dürften sie bei der Frage nach dem Schultyp nicht der entscheidende Faktor gewesen sein.
- 150 Chronik 1860–1909, S. 165f.
- 151 Wehler, S. 1204.
- 152 Ebd..
- 153 Kraul, S. 117. Von den 46 % der nichtgymnasialen Vollenstalten waren 1914 29 % Realgymnasien und 17 % Oberrealschulen.
- 154 Wehler, S. 1201f.

- 155 StadtA BO, PK B/5, o. S., Eintrag zur Sitzung der Stadtverordnetenversammlung vom 1. 4. 1901. Eine Eintragung bezogen auf Gregorovius sagt: „Er kann als Mensch nur rathen, das Institut als Gymnasialschule bestehen zu lassen.“
- 156 Chronik 1860–1909, S. 184.
- 157 STA MS, PSK MS Nr. 5076, Denkschrift Zimmer-Wallis.
- 158 Vgl. Chronik 1910–1972, S. 23 und S. 228. Die Gründe für den Stopp des „Booms“ sind noch nicht hinreichend erforscht worden. Weil die Unterzeichner der Petition von diesem aber noch nichts ahnen konnten (und es auch in den zeitgenössischen Quellen keinerlei Anzeichen gibt, die auf ein Ende des Booms oder auf eine Vorahnung des Endes seitens der Oeynhausener hindeuten), wird diese zukünftige Entwicklung in dieser Arbeit nicht näher untersucht.
- 159 Chronik 1860–1909, S. 187.
- 160 Chronik 1910–1972, S. 22 und S. 228.
- 161 Die Schülerlisten finden sich in STA MS, PSK MS Nr. 9670. Sie beginnen mit dem Jahre 1907 und beinhalten nur die Namen der Schüler, nicht jedoch den Beruf ihrer Väter. Zudem sind erst ab dem Schuljahr 1910/11 auswärtige Schüler (und diese waren immer relativ zahlreich) als solche gekennzeichnet. Dies schließt, bis zum Schuljahr 1910/11, eine Zuordnung der Schülernamen dieser Listen zu Oeynhausener Familiennamen aus dem Adressbuch von 1906 aus, da hier die Gefahr der Namensverwechslung besteht. Auch die Liste von 1910/11 kann mit dieser Methode keine aussagekräftigen Ergebnisse liefern, da die Bevölkerungsgröße zwischen 1906 und 1910 in Bad Oeynhausen stark zunahm, was ebenfalls die Gefahr einer Namensverwechslung in sich birgt (vgl. Chronik 1860–1909, S. 264f. und Chronik 1910–1972, S. 22–26). Außerdem kann man von den dort verzeichneten 54 Oeynhausener Schülern (38 waren auswärtige) nur 33 überhaupt den Namen im Adressbuch zuordnen. Auch hier können falsche Zuordnungen nicht ausgeschlossen werden.
- 162 STA MS, PSK MS Nr. 5076, o. S.
- 163 Ebd., Denkschrift Zimmer-Wallis, S. 19ff. Seine Auflistung führt 213 Bürgerliche an, von denen die meisten dem Besitz- und Bildungsbürgertum zuzuordnen sind. Einige Eintragungen müssen jedoch dem Kleinbürgertum zugeordnet werden, so z. B. „Kaiserliches Postamt: Untere Beamte“ (worunter auch einfache Briefträger fielen). Andere Eintragungen, z. B. „Eisenbahnbeamte Bahnhof Nord“, kann man nicht direkt einordnen, da es sich dabei sowohl um einfache Fahrscheinverkäufer als auch um den besser verdienenden Bahnhofsvorsteher gehandelt haben kann.
- 164 Ebd., Nachtrag von Zimmer-Wallis zu seiner Denkschrift, S. 8.
- 165 Ebd., Denkschrift Zimmer-Wallis, S. 23.
- 166 158 der 187 Unterzeichner lassen sich eindeutig einer Gesellschaftsschicht zuordnen. Sie setzten sich wie folgt zusammen: Bildungsbürgertum 40 Personen (25,3 % der kategorisierbaren Unterzeichner), Besitzbürgertum 22 (13,9 %), Kaufleute 27 (17,1 %), Militär 8 (5,1 %), Landwirte 3 (1,9 %) und Kleinbürger 58 (36,7 %). Wenn hier gesagt wird, dass möglicherweise noch mehr als 40 % aus dem Bildungs- und Besitzbürgertum stammten, dann liegt das daran, dass 39,2 % der Unterzeichner aus diesen Schichten stammten und sicherlich noch zusätzlich ein paar der Kaufleute dem Besitzbürgertum zuzuordnen sind.
- 167 STA MS, PSK MS Nr. 5076, Denkschrift Zimmer-Wallis, S. 19ff.
- 168 Diese Berufsbezeichnungen finden sich neben anderen in der Petition, vgl. STA MS, PSK MS Nr. 5092, o. S.
- 169 Chronik 1860–1909, S. 166 und S. 184.
- 170 Es konnten vom Autor dieser Arbeit bislang keine Schülerlisten des Herforder Gymnasiums mit Angaben zum Beruf des Vaters ermittelt werden. Falls sie existieren sollten, dürften sie ebenso wie die Schülerlisten des Oeynhausener Progymnasiums in den Akten des Provinzialschulkollegiums im Staatsarchiv Münster zu finden sein.
- 171 Wehler, S. 1201. Demnach besuchten nur 3 bis 5 Prozent der deutschen Schüler die Oberstufe einer höheren Schule. Vergleicht man diese Zahl nun mit Wehlers Zahlen zur deutschen Bevölkerungszusammensetzung (ders. S. 712f.), dürften dies vor allem Bildungs- und Besitzbürger gewesen sein, die zusammen 5–6 Prozent der Gesamtbevölkerung einnahmen, sowie Adelige, für deren Sozialstatus eine höhere Bildung ebenfalls ein Muss war.
- 172 Adressbuch für Bad Oeynhausen 1906.
- 173 Das Schulgeld betrug beim Progymnasium pro Halbjahr: Sexta: 115, Quinta: 125, Quarta: 135, Untertertia: 155, Obertertia 175, Untersekunda: 175 Mark. Später wurde es bei den Knaben auf 125–175 Mark erhöht (vgl. STA MS, PSK MS Nr. 5076 und Nr. 9670, o. D., o. S.).
- 174 Kocka, Das lange 19. Jahrhundert, S. 114–119 und Ziegler, S. 118.

- 175 Vgl. dazu auch Wehler, S. 125.
- 176 Vgl. die Oeynhausener Petition vom 22. Juli 1904 in STA MS, PSK MS Nr. 5092, o. S.
- 177 STA MS, PSK MS Nr. 5076, Denkschrift Zimmer-Wallis, S.22.
- 178 Vgl. Adressbuch für Bad Oeynhausen 1906.
- 179 Neugebauer, Karl-Volker: Militärgeschichte des Kaiserreichs 1871 bis 1918. Des Kaisers „schimmernde Wehr“ In: Ders. (Hrsg.): Grundzüge der deutschen Militärgeschichte. Leipzig 1993, S. 221ff.
- 180 Chronik 1860–1909, S. 185. Aus der Akte STA MS, PSK MS Nr. 5092 geht hervor, dass es 1905/06 im Vorfeld dieses Beschlusses zu Diskussionen zwischen Magistrat, Stadtverordnetenversammlung und dem Leiter der Höheren Stadtschule, Dr. Teetz, kam. Dr. Teetz setzte sich für den Ausbau der Höheren Stadtschule zum Progymnasium ein, auch ohne eine selbstständige Mädchenabteilung. Der Magistrat, insbesondere Bürgermeister Dr. Zimmer-Wallis, wollte eine selbstständige Höhere Mädchenschule zur Bedingung für die Gründung des Progymnasiums machen bzw. die Mädchenschule auch dann einrichten, wenn ein Progymnasium nicht möglich geworden wäre.
- 181 Beim Schulkuratorium handelte es sich um ein von Magistrat und Stadtverordnetenkollegium gewähltes Verwaltungsgremium für die Höhere Stadtschule mit Vorsitz des Bürgermeisters. Vgl. Schwarze, Oeynhausener Bürgerbuch, S. 45.
- 182 STA MS, PSK MS Nr. 5076, passim.
- 183 In der Forschung wird der Begriff „höhere Mädchenbildung“ auch heute nicht einheitlich verwandt. Dies liegt wahrscheinlich daran, dass die verwirrende Heterogenität an Mädchenschulen und das Fehlen staatlicher Normierung Kategorisierungen ungemein erschweren. So unterscheiden manche (z. B. Kraul, S. 287) mittlere und höhere Mädchenbildung, obwohl auch hier die Übergänge fließend waren. Damit sich die Darstellung dieser Arbeit nicht in Unterkategorien verläuft, wird hier sämtliche Mädchenbildung, die über das Volksschulpensum hinausging, als höhere Mädchenbildung verstanden.
- 184 Vgl. den Beitrag von André Griemert in diesem Band.
- 185 Kraul, S. 279–282; Ullmann, S. 119f. Die Rollenverteilung war auch rechtlich festgeschrieben: Im Bürgerlichen Gesetzbuch der Kaiserzeit steht z. B., dass der Mann den Lebensunterhalt verdienen soll und die Frau verpflichtet ist, Haus und Kinder zu versorgen (§ 1360) sowie dass die letzte „Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten“ bei ihm liegt (Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich vom 18. 8. 1896).
- 186 Berg, S. 103.
- 187 Kraul, S. 291ff.
- 188 Chronik 1860–1909, S. 189.
- 189 StadtA BO, Sch 19 Nr. 40, S. 84.
- 190 Berg, S. 103. Laut eines Schreibens von Dr. Teetz an die Regierung in Minden betrug das Schulgeld in den ersten Jahren des Bestehens der Schule durchschnittlich 120 Mark (vgl. STA MS, PSK MS Nr. 5092, o. S.).
- 191 Berg, S. 103.
- 192 Kraul, S. 282–289. Neben der Berechtigung zum Studium und zum Besuch wissenschaftlicher Kurse für angehende Lehrerinnen konnten Frauen nun unter bestimmten Voraussetzungen auch die Berechtigung zum mittleren Dienst im Bibliothekswesen erwerben sowie an der Kgl. Gärtneranstalt ausgebildet werden. An dieser Stelle hörte die Erweiterung ihrer beruflichen Möglichkeiten im öffentlichen Bereich jedoch auf (dies. ebd.).
- 193 Berg, S. 286f.
- 194 Ebd., S. 103.
- 195 Mit dieser Reform änderten sich die Schulbezeichnungen (vgl. Kraul, S. 282–289).
- 196 Kraul, S. 288ff.
- 197 Ebd., S. 286.
- 198 Dazu und zum Folgenden vgl. die ausführlichen Beiträge von Gertrud Lüdiger in diesem Band.
- 199 StadtA BO, Sch 19 Nr. 40, S. 31. „Unter diesen gab es auch viele Ausländerinnen, besonders Engländerinnen und Holländerinnen. Die Schule zählte ungefähr 50 Kinder und das Pensionat nach und nach 20 Pensionärinnen.“ Ebd.
- 200 StadtA BO, Sch 19 Nr. 40, S. 29.
- 201 Paul Baehr (Chronik 1860–1909, S. 123) spricht von 1875, Viering spricht in ihrer Schulchronik (StadtA BO, Sch 19 Nr. 40, S. 190) von 1873.
- 202 StadtA BO, Sch 19 Nr. 40, S. 42–49.
- 203 Chronik 1860–1909, S. 183.

- 204 Dazu der Kreisschulinspektor Kindermann am 7.12.1905: „Der Ausbau der Mädchenschule tritt nur deshalb mit in das Gesichtsfeld, weil das Marienheim, in dem viele Mädchen nach der Konfirmation bzw. der Absolvierung der höheren Stadtschule den vorläufigen Abschluß ihrer Bildung fanden, zu Ostern [1906] eingeht.“ STA MS, PSK MS Nr. 5092, o. S.
- 205 STA MS, PSK MS Nr. 5092, Schreiben des Oeynhausener Magistrats an die Abteilung für Kirchen und Schulwesen in Minden, o. D., o. S.
- 206 Vgl. dazu auch: Berg, S. 103ff.